

Niederdeutsches Wort

KLEINE BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN MUNDART-
UND NAMENKUNDE

herausgegeben von
WILLIAM FOERSTE

Band 2
1961



VERLAG ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT erscheint als Organ des Westfälischen Wörterbuch- und Flurnamenarchivs in Münster (Westfalen) mit Unterstützung des Westfälischen Heimatbundes und des Seminars für Niederdeutsche und Niederländische Philologie der Universität Münster jährlich in zwei Heften von insgesamt etwa 100 Seiten.

BEITRÄGE, Zusendungen von Veröffentlichungen zur Anzeige im Rahmen der *Chronik* und alle das *Niederdeutsche Wort* betreffenden Anfragen und Mitteilungen sind zu richten an den Herausgeber Prof. Dr. W. FOERSTE, Münster (Westf.), Domplatz 20.

Inhalt des 2. Bandes (1961)

ANDERSSON, THORSTEN	Nachtrag zur Bibliographie der nordischen Mundartwörterbücher.	64
BISCHOFF, KARL	Zu niederdeutsch twisken, twischen: tüsken, tüschén (mit 2 Karten)	1
BUURMAN, OTTO	Ein neuartiges niederdeutsches Wörterbuch	65
ENTJES, HEINRICH	Zur niederländischen Wortgeographie des Schrankbetts (mit 1 Karte)	21
FOERSTE, WILLIAM	Niederdeutsche Bezeichnungen des Schrankbetts (mit Faltkarte)	23
	Putzig	74
	Chronik	75
WORTMANN, FELIX	Schwelen 'heuen'	17

Zu niederdeutsch *twisken*, *twischen*: *tüsken*, *tüschén*

H. TEUCHERT hat das brandenburgische *tüschen* 'zwischen' als Restwort der niederländischen Siedler des 12. Jahrhunderts hingestellt¹, G. KORLÉN hat dieser Annahme nicht zugestimmt². Da das Paar *twischen* : *tüschen* verschiedene Fragen der niederdeutschen Sprachgeschichte aufwirft, sei noch einmal darauf eingegangen.

'zwischen' steht nicht in den WENKER-Sätzen, deshalb haben wir keine gesamtdeutsche Lautgeographie des Wortes. TEUCHERT hat, VON RUTH KLAPPENBACHS Angaben über die Verhältnisse in den deutschen Urkunden des 13. Jahrhunderts ausgehend³, einen ersten ungefähren Überblick über die verschiedenen Formen gegeben. Auch unsere Skizze 1 erfaßt nur sehr grobmaschig und lückenhaft den Bestand in den gegenwärtigen niederdeutschen Mundarten, sie berücksichtigt nur die *tw*-Formen und die *w*-losen⁴. Eine ähnliche Verteilung von *tusken*, *tuschen* westlich der Weser, *twischen*, (*twuschen*) zwischen Weser und Elbe und *tusken*, *tuschen*, *twischen* (*twuschen*) östlich der Elbe findet sich bereits im Mittelalter. Skizze 2 sucht sie zu veranschaulichen. Sie ist natürlich ein Wagnis. Sie ist unvollständig, die Zahl der Ortspunkte — wenn sie auch nie die Dichte einer heutigen Karte erreichen kann — wird eine eingehendere Durchforschung aller Bestände wesentlich vermehren, hier sind nicht einmal alle gedruckten erfaßt. Das was an Belegen hinter den einzelnen Orten steht, ist höchst ungleich, in Anklam z.B. vertritt der *tuschen*-Kreis rund 200, in Aken das *twischen*-Quadrat einen einzigen im 13. Jahrhundert. Die schwierige und wichtige Frage der Zuteilung der Belege

¹ HERMANN TEUCHERT, *Reste der niederländischen Siedelsprache in der Mark Brandenburg* (Nachträge 2) 3. *tüschen* zwischen. PBB 71, 266—275.

² GUSTAV KORLÉN, *Norddeutsche Stadtrechte II. Das mittelniederdeutsche Stadtrecht von Lübeck nach seinen ältesten Formen* (= Lunder Germ. Forsch. 23). Lund 1951. S. 57.

³ RUTH KLAPPENBACH, *Zur Urkundensprache des 13. Jahrhunderts*. PBB 68, 234.

⁴ Für Belege habe ich zu danken: Frl. Dr. REHFELD-Greifswald, Prof. Dr. FOERSTE-Münster, Dr. ISING-Berlin, Prof. Dr. NIEKERKEN-Hamburg, Prof. Dr. TEUCHERT-Rostock, Prof. Dr. WESCHE-Göttingen. Für Schleswig-Holstein, Mecklenburg und die Altmark sind mit etwas größeren Zeichen die Angaben MENSINGS, TEUCHERTS (PBB 71, 270) und DANNEILS eingetragen. — E. BRUGGE, *Vokalismus der Mundart von Emmerstedt* (= Lunder Germ. Forsch. 14), Lund 1944, gibt S. 130 für Emmerstedt b. Helmstedt „*tüſſſ* (neben halbhd. *twüſſſ*)“ an. Dieses *tüschen* steht völlig isoliert in der Landschaft. Auf meine Anfrage teilte mir Rektor FANSELOW-Emmerstedt mit, daß die ortsübliche Aussprache *twüschen* sei.

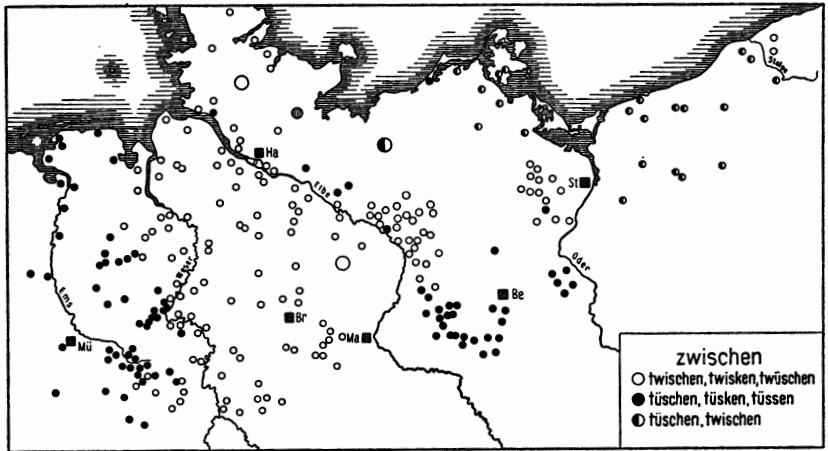


Abb. 1

an bestimmte Orte und an bestimmte Schreiber ist weithin unerledigt geblieben. Es ist versucht worden, das Mittelalter wenigstens jahrhundertweise aufzugliedern, damit die historische Lautskizze nicht allzu unhistorisch wird, aber die Zeiträume sind noch viel zu groß. Trotz aller Bedenken, glaube ich, vermittelt die Skizze in all ihrer Ergänzungsbedürftigkeit und Fragwürdigkeit, wenn sie mit dem Blick auf die Fehlerquellen vorsichtig ausgewertet und im Zusammenhang mit dem knappen Text gelesen wird, doch einen gewissen Einblick in die Verhältnisse, gibt jedenfalls etwas mehr Anschauung als eine bloße Aufzählung der Belege⁵.

Das mittelalterliche Ostfälische stellt vom Beginn der Überlieferung an einen reinen *zwischen*-Raum dar. *zwischen* steht z. B. im Braunschweiger Ottonianum, im ältesten Degedingebuch der Altstadt Braunschweig 1268/89, 1310, 1314, 1315, 1321, 1322, 1331, im Degedingebuch des Hagens 1308, 1327, im Stadtbuch des Sackes 1307, im Rechtsbuch der Neustadt Braunschweig 1325, in den Akener Schöffebüchern 1271, in den Halleschen Schöffebüchern des 13. und 14. Jahrhunderts, in den Blankenburger Urkunden von 1290, in Urkunden des Hildesheimer Domkapitels 1311, des Hildesheimer Domstiftes 1323, des Rats der Altstadt Braunschweig 1331, des Rats von Magdeburg ab 1313. Auch in literarischen Texten des 13. Jahrhunderts kommt es

⁵ Für Mecklenburg und Pommern geben die größeren Zeichen landschaftliche Verhältnisse an.

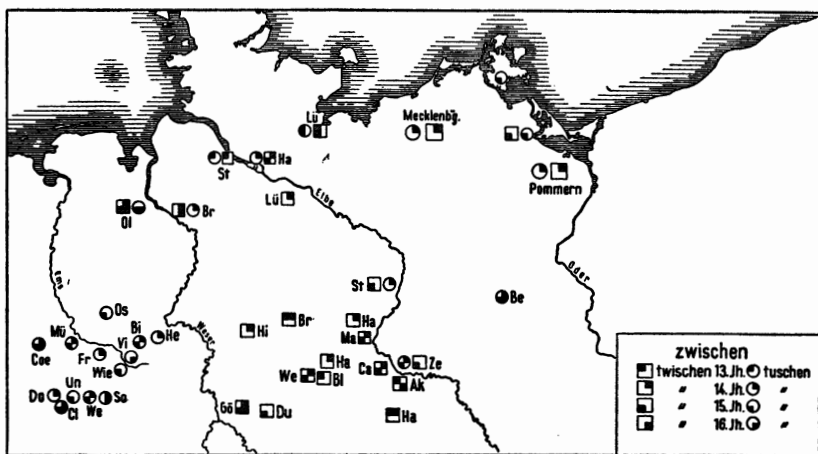


Abb. 2

vor: *vnder twisgen* Himmelgartner Jesuleben. Im weiteren 14. und 15. Jahrhundert ist *zwischen* gleichfalls herrschend, z. B. in der Göttinger⁶, Duderstädter⁶, Wernigeröder Überlieferung, in den Schriftstücken der verschiedenen Schreiber der halleischen Stadtkanzlei 1333, 1338, 1341, 1350, 1351, 1356, im Stadtbuch von Haldensleben, im Wetebuch von Calbe a. d. Saale, in den Urkunden und Briefen der Altstadt, der Neustadt, der Sudenburg, des Domkapitels, der geistlichen Stifter von Magdeburg bis zum Jahre 1500. Der göttingisch-grubenhagensche „Sündenfall“ hat *twisken*, in den Göttinger Liebesbriefen von 1458 steht *twisch*. Gelegentlich wird die gerundete Form *twuschen* gebraucht. *w*-loses *tuschen* ist ganz seltene Ausnahme, in den frühen Quellen ist es mir nur im Älteren Braunschweiger Degedingebuch 1323 und 1331 aufgefallen, später einmal im Calber Wetebuch 1428. Die gesamte originale Magdeburger Überlieferung in den drei Bänden des Magdeburger Urkundenbuches hat bis 1500 lediglich drei Fälle mit *tuschen*, *thusken*, in dem einen schreibt 1482 *Nicolaus Bogenschutte, procurator tho Magdeborch* an den Rat von Zerbst, in dem andern ein *Jacob Kok* in Prozeßangelegenheiten im gleichen Jahr ebenfalls nach Zerbst (das Schriftstück fällt auch sonst aus dem Magdeburger Rahmen heraus), der dritte ist ein Zeugnis des Offizials der magdeburgischen Dompropstei von 1498⁷.

⁶ TORSTEN DAHLBERG, *Zur Urkundensprache in Göttingen und Duderstadt*. Nd. Mitt. 5 (1949), 61.

⁷ Diese *tuschen* sind auf der Skizze 2 nicht eingetragen.

Auch die Halberstädter Bibel von 1522 hat neben überwiegendem *twischen* (*twisschen*, *twyschen*) vereinzelt *tüsschen*⁸. Ein bodenständiges ostfälisches *tüschen* wird man daraus nicht erschließen dürfen, es stellt sich als wohl niederländischer Einschlag zu *weteren* 'das Vieh tränken'⁹.

Demgegenüber wird in Westfalen vom Anfang des 14. Jahrhunderts an — in älteren Texten kommen keine Belege vor — fast ausschließlich *tusken*, *tu(s)schen* gebraucht: z. B. Soester Schra von 1350, Statuten von Werl von 1324, Stadtbücher von Coesfeld 14.—16. Jh., von Wiedenbrück 15. Jh., von Osnabrück 1471, in Urkunden von Dortmund von 1340, 1345—1350, 1358, 1359, 1364, des Klosters Clarenberg von 1346, 1365, 1372, 1439, 1450, 1481, 1492, 1556 u. a., von Bielefeld aus dem 14.—16. Jh., von Freckenhorst 1343, von Unna 1413, von Kamen 1505, der Grafen von der Mark von 1328, 1341, 1351, in einer Rechtsfrage von Herford an Dortmund von 1351, in Münsterschen Schriftstücken von 1369, 1395, 1407, 1430, 1431 u. a., in Aufzeichnungen des Klosters Vinnenberg von 1503, in den Soester Ratsprotokollen von 1531—1534 usw. Wie im Ostfälischen *tuschen* ganz seltene Ausnahme ist, so im Westfälischen *twischen*. Es findet sich im Süden z. B. 1320 in einer Urkunde des Grafen von Dortmund, 1326 in einer Urkunde des Grafen von Berg und der Mark, 1342 in zwei Urkunden Evert Vrydagh/Klo. Clarenberg, 1347 in einem Protokoll des Drostens der Grafschaft Ravensberg¹⁰.

Weiter im Norden haben stadtoldenburgische Urkunden im 14. und 15. Jahrhundert vorwiegend *twischen*. Ganz vereinzelt findet sich ein *tuschen* 1434, seit den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts begegnet es dann häufiger. In Urkunden des Klosters Rastede kommt *twischen* 1428, 1435, 1465, 1515, 1523 vor, 1467 *tuschen*. Bei dem Grafen von Oldenburg scheint *tuschen* erst im 16. Jahrhundert stärker gebraucht worden zu sein. Das deutet alles darauf hin, daß die *w*-losen Formen im Oldenburgischen erst ziemlich spät vom Süden her aufgenommen sind.

⁸ Den Hinweis verdanke ich G. ISING, der soeben den ersten Band seiner Ausgabe der niederdeutschen Bibelfrühdrucke vorlegt (Berlin 1961, Deutsche Texte des Mittelalters 54, 1). 1. Mos. 13,3 steht ein wohl verderbtes *tüsschen*, das ISING in *twüsschen* bessert. — Die Lübecker Bibel hat neben gewöhnlichem *twischen* ein *tuschen* in 5. Mos. 17,8.

⁹ Vgl. dazu TEUCHERT, *Sprachreste* a. a. O. S. 477 und 373.

¹⁰ Diese *twischen* fehlen in Skizze 2.

Das nordniedersächsische Bremen hat in seinem Stadtrecht von 1303/08 *twischen* (Schreiber 1 und 2), in einer Rechtsentscheidung von 1349 steht *tuschen*. *twischen* belegt BUNNING für Bremen noch bis ins 17. Jahrhundert hinein, später wird dieses dann von *twischen* abgelöst, das heute in der entpalatalisierten Form *twuschen* allein herrscht¹¹. Das Älteste Stadtbuch von Lüneburg hat in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts *twischen*. Die hamburgische Kanzleisprache gebraucht im 14. Jahrhundert nach LIDE¹² vorwiegend *twischen*, nur bei einigen wenigen Schreibern findet sich *tuschen*. Die Hamburger Burspraken des 15. Jahrhunderts haben durchgehend *twischen*. Im Stadtrecht von Stade von 1279 wird zweimal *tuschen* und einmal *twischen* verwendet¹³. KORLÉN nimmt an, daß das Nebeneinander beider Formen schon dem Urtext des Hamburger Ördelboks, das, in der Form einer Rechtsmitteilung, unmittelbare Vorlage des Stader Stadtrechts gewesen ist, angehört habe. Hamburg hatte 1188 lübischesoester Recht erhalten, auf dem Wege (Köln—)Soest—Lübeck—Hamburg konnte mittelbar und unmittelbar westliches *tuschen* auch in den hamburgischen Rechtstext gelangen¹⁴. Im Herzogtum Schleswig überwiegt im Mittelalter bei weitem *twischen*; *tuschen* ist sehr seltene Ausnahme¹⁵.

Auch für das vor 1267 entstandene deutsche Original des Lübecker Stadtrechts glaubt KORLÉN¹⁶ ein Nebeneinander von *twischen* und *tuschen* ansetzen zu dürfen. In der Kieler (früher Lübecker) Handschrift vom Ende des 13. Jahrhunderts hat Hand 1 dreimal *twischen* und viermal *tuschen* geschrieben, Hand 2 zweimal *tusghen*. Der Kopenhagener (ehemals Kieler) Codex aus den neunziger Jahren des 13. Jahrhunderts hat in Art. 12 *twischen*, sonst *tuschen* und *tusghen*. Auch in der Handschrift, die 1348 *Helmicus thymmonis, en vicarius in der kerken tō deme Dōme*, im Auftrage des Bürgermeisters *Thideman Gūstrowe tō des*

¹¹ HEINRICH BUNNING, *Studien zur Geschichte der Bremischen Mundart*. Nd. Jb. 60/61 (1934/35), 146.

¹² SVEN LIDE, *Das Lautsystem der niederdeutschen Kanzleisprache Hamburgs im 14. Jahrhundert*. Uppsala 1922.

¹³ GUSTAV KORLÉN, *Norddeutsche Stadtrechte I. Das Stader Stadtrecht vom Jahre 1279* (= Lunder Germ. Forsch. 22). Lund 1950. S. 32.

¹⁴ Vgl. z. B. HEINRICH REINCKE, *Kölner, Soester, Lübecker und Hamburger Recht in ihren gegenseitigen Beziehungen*. Hans. Gbl. 69 (1950), 14f.

¹⁵ KARL N. BOCK, *Mittelniederdeutsch und heutiges Plattdeutsch im ehemaligen Herzogtum Schleswig* (= Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Hist.-fil. Meddelelser 31, 1). København 1948. S. 116f.

¹⁶ KORLÉN, *Norddeutsche Stadtrechte II* a. a. O. 56f.

stades behöf to Lübike schrieb, verteilen sich *zwischen* und *tuschen* in der gleichen Weise. Doch hat die Hand 8 des Kieler Codex, die „zweifellos“ identisch mit der Hand des Tidemanschen Codex sein soll, im Register (104, 212) zweimal *zwischen*, wo der Rechtstext kein ‘zwischen’ hat. Die *tuschen* der Tidemanschen Handschrift hält KORLÉN für „die eigentlich heimische Form“. Dabei dürfen dann allerdings die beiden *zwischen* der Hand 8 nicht übersehen werden.

Das Nebeneinander von *tuschen* und *zwischen* ist auch noch Jahrhunderte später für Lübeck kennzeichnend, es findet sich z. B. in den Lübecker Ratsurteilen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wo *tuschen* aber zu überwiegen scheint. Auch die mecklenburgisch-pommerschen Urkunden haben beide Formen, z. B. die v. Plessen/Bürger v. Wismar 1335 *tuschen*; Joh. v. Werle/Hzg. v. Pommern 1331 *tuschen*; Landfriedensbüdn. d. Fürsten v. Mecklenb., v. Werle und des Herzogs v. Pommern 1337 *tuschen* (*thusghen*), *zwischen*; Friedenseinigung zwischen den Fürsten v. Mecklenb. und Stralsund, Demmin 1337, *tuschen vs*; Ritter Joh. v. Lützwow/Kloster Eldena 1338 *tuschen*; Raven v. Barnekow/Stralsund, Demmin 1339, *zwischen*; Gebr. Hahn/Joh. v. Plessen, Parchim 1343, *zwischen*; Fürst v. Mecklenb./Kloster Doberan, Doberan 1343, *tuschen* in der einen, *twisschen* in der anderen Ausfertigung; Fürst v. Werle/Hzg. v. Pommern, Treptow 1344, *zwischen*; Fürsten v. Werle/Hzg. v. Pommern, Wolde 1344, *tuschen*; usw. Das Garzer Stadtbuch hat 1420 *tusschen*, ebenso das Redentiner Osterspiel. Im Anklamer Stadtbuch des ersten Drittels des 15. Jahrhunderts, in dem ‘zwischen’ außerordentlich häufig gebraucht wird (über dreihundertmal), schreibt Hand 3 *tu(s)schen*, Hand 4 und 5 *twi(s)schen*, Hand 7 beginnt mit *twisschen*, gebraucht dann auch *tusschen*, wobei beide Formen zuweilen im gleichen Satz stehen, nachher überwiegt eindeutig *tusschen*, einmal begegnet auch *twissen*, einmal *tussen*, einmal *tüsschen*, Hand 8 hat *thuschen*, etwas weniger häufig *twyschen*, mehrmals *tweschen*, Hand 9 verwendet ausschließlich *tu(s)schen*, bei Hand 7 B überwiegt *twisschen* vor *tusschen*. J. C. DÄHNERT führt 1781 im Plattdeutschen Wörterbuch nach der alten und neuen pommerschen und rügischen Mundart *tuschen* und *zwischen* an und ebenso M₁ 1876 im Wörterbuch der mecklenb.-vorpomm. Mundart. In unserer Zeit finden sich *tüsche(n)*, *tüske*, *tüsche(n)* in Mecklenburg, Vor- und Hinterpommern neben *twüsche(n)*, wobei *twüsche(n)* als nicht so mundartecht wie *tüschen* angesehen wird. In der neueren literarischen Überlieferung Mecklenburgs

ist *twischen* erst seit dem 19. Jahrhundert zu belegen. Häufig vorkommendes *Tüsch* und *Tüschen* 'schmaler Gang zwischen zwei Häusern' (Wismar, Ludwigslust, Grevesmühlen, Warnemünde, Ribnitz, Bentwisch/Krs. Rostock, Bützow/Krs. Güstrow, Triebsees, Anklam, Altnetrow usw.), bei Fritz Reuter *Tüschenbus* und zahlreiche Zusammensetzungen wie *Tüschensaat*, *Tüschensnack*, *tüschendörch* usw. sprechen deutlich für Alter und Bodenständigkeit der *w*-losen Formen. WOSSIDLO gibt in einer Übersicht über „die Präpositionen und präpositionalen Adverbien in der Mecklenburger Mundart“¹⁷ *twischen*, *tüschen* und *tüsken* an, bringt aber überwiegend *tüschen*-Beispiele.

Auch weiter nach Osten hin ist im Mittelalter an der Ostseeküste *tuschen* geschrieben worden. Die höchstwahrscheinlich im deutschen Kontor zu Nowgorod entstandene sog. Jaroslawer Urkunde von 1269(?) hat *tuschen*, *tusgen*. Die Lübecker Handschrift der Nowgoroder Schra von ca. 1270, die in Nowgorod oder in Wisby, „möglicherweise auch in Lübeck von einem Schreiber, der dann mehr oder weniger sklavisch die Sprache der Vorlage übernahm“¹⁸, geschrieben ist, verwendet gleichfalls *tuschen*. Aus den Bestimmungen dieser Schra über die Schlüssel zur gemeinsamen Kasse in Wisby — *dharto boret IV slotele, dbe sal man bewaren van ver steden, dhen enen sal achterwaren dbe olderman van Gotlande, dhen anderen dhere van Lubike, dhen dberden dhere van Sosat, dhen verden dhere van Dhortmunde* — geht hervor, daß die Westfalen im äußersten Nordosten zahlen- und bedeutungsmäßig eine führende Rolle gespielt haben. Das *tuschen* — ebenso wie das *dherde* in dem angeführten Satz — dürfen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit ihrer Sprache zurechnen, ohne Lübeck dabei als vermittelndes Zwischenglied einschalten zu müssen. Dann hätten wir in diesem *tuschen* einen mittelbaren Beweis für das Vorhandensein von *tuschen* im Westfälischen des 13. Jahrhunderts¹⁹.

Bei der Entstehung von Lübeck waren Westfalen entscheidend beteiligt gewesen. H. REINCKE spricht vom „wesentlich westfälisch-

¹⁷ Nd. Jb. 20 (1894), 51.

¹⁸ GUSTAV KORLÉN, *Die mittelniederdeutschen Texte des 13. Jahrhunderts* (= Lunder Germ. Forsch. 19). Lund 1945. S. 198.

¹⁹ Das *tuschen* der Urkunde des Fürsten Nikolaus von Werle für Kloster Broda, Dobbertin 1230 (UB. Mecklenburg 1,377), kann hier nicht verwertet werden, weil es sich bei ihr um eine spätere Übersetzung aus dem Lateinischen handelt.

soestischen Charakter“ der Lübecker Bevölkerung²⁰. „Von den knapp zwei Dutzend Lübeckern des 12. Jahrhunderts, deren Herkunft wir erschließen können, (tragen) mehr als die Hälfte westfälische Namen“, aus Soest stammten ein Lieferad, ein Sifridus, ein Volkwin, ein Hermann und ein Walverich, je einer kam aus Erwitte, Suttoff, Kamen, Lüdinghausen, Warendorf und Medebach. Drei Achtel der lübischen Ratsherren sind im 13. Jahrhundert noch Westfalen. Ein beträchtlicher Teil der Lübecker Herkunftsnamen überhaupt führt nach Westfalen, im 13. Jahrhundert sind es noch ein Viertel. Auch hinter den ostholsteinischen, lauenburgischen und mecklenburgischen Namen, die damals ein knappes Drittel ausmachten, verbergen sich sehr viele Westfalen oder Nachkommen einstiger westfälischer Siedler. Wenn von 252 Schreiben, die in Nachlaßangelegenheiten in Lübeck Verstorbener zwischen 1350 und 1356 in Lübeck eingingen, ein ganzes Drittel aus Westfalen kam, aus dem Holsteinischen, Mecklenburgischen und Lüneburgischen aber nur 21%, dann erhellt auch daraus die Größe des westfälischen Anteils an der Zusammensetzung der Lübecker Einwohnerschaft. Lübecks rechtliche Verbindungen gingen nach Soest. Seine Kaufherren kamen in Wisby, in Nowgorod oder wo immer mit westfälischen Berufsgenossen zusammen. Zu den großen Gründerfamilien gehörten u. a. die Bocholt, Attendorf, Coesfeld, Warendorp. Das Westfälische muß demnach zahlen- und — was in unserm Zusammenhang sehr wichtig ist — bedeutungsmäßig im werdenden und sich festigenden Lübischen bestimmend gewesen sein. Lübeck hat Bürger — und unter ihnen wieder führende Familien — weiter nach Osten hin abgegeben: die Coesfeld und Warendorp begegnen in weiteren neun Ostseestädten, in Wismar finden sich seit 1260 zwei Ratsherren Warendorp und frühzeitig ein Cusveld²¹, in Rostock hat es eine *platea Cusveld* gegeben, FRITZ RÖRIG führt aus dem Rostocker Stadtbuch von 1258/60 die Familiennamen Bilrebeke, Cervo, Colner, Molendino, Monachus, Monasterio, Nestwede, Plone, Puteo, Rekelnchusen, Revele, Rosendale, Sachtelevant, Saltwedele, Warendorpe an, die mit größter Wahrscheinlichkeit mit den gleich-

²⁰ HEINRICH REINCKE, *Kölner, Soester, Lübecker und Hamburger Recht in ihren gegenseitigen Beziehungen* a. a. O. 23. 34.

²¹ FRITZ RÖRIG, *Die Gründungsunternehmerstädte des 12. Jahrhunderts*. In: F. RÖRIG, *Wirtschaftskräfte im Mittelalter*. Weimar 1959. S. 267. Ders., *Rheinland-Westfalen und die deutsche Hanse*. Ebd. S. 408.

namigen Lübecker Familien verwandt waren. Mit ihnen ist dann auch westfälisch bestimmtes Lübisich in den weiteren Osten gelangt. Aber die Ostseestädte haben ganz sicher auch unmittelbaren Zuzug aus Westfalen erhalten. In dem um 1218 gegründeten Rostock machen von den bis 1304 gezählten 1750 Herkunftsnamen die westfälischen 12,7% aus²², im Wismarschen Stadtbuch sind es zwischen 1250 und 1272 von 417 Namen 11%²². Daß auch das Land bäuerliche Siedler aus Westfalen erhalten hat, deutet wenigstens die in siedlungsgeschichtlichen Fragen so außerordentlich wortkarge mittelalterliche Überlieferung an. Nach HELMOLD haben Westfalen das Darguner Land, die Gegend von Ahrensböck, besetzt, Graf Heinrich von Ratzeburg hat „eine Menge Leute aus Westfalen“ herbeige Holt, die „das Land der Polaben“ bewohnen sollten²³. 1238 haben zwei Unfreie des Klosters Iburg ihren Hof bei Warendorf eigenmächtig verkauft und sind über die Elbe gegangen. Als das Nonnenkloster zu Bersenbrück das benachbarte Dorf wüst legte, ist einer der abwandernden Bauern nach Ribnitz in Mecklenburg gelangt, seine Enkel wurden wieder Bauern. Bauern des mindischen Domkapitels fanden bei Wismar eine neue Heimat²⁴. Das westfälische Geschlecht von Schorlemer begegnet im Osten wieder, ein *Reinfridus de Scurlemer* gehörte um 1230 zu den großen Besitzern im Bistum Ratzeburg, die Herren von Behr, die im 12. Jahrhundert Ministerialen des Osnabrücker Bischofs waren, finden sich 1254 bei Röbel am Müritzsee wieder²⁵.

Neben Westfalen sind Ostfalen und Nordniedersachsen in die Ostseegebiete gegangen. 9,6% der Lübecker Herkunftsnamen stammen nach A. REIMPELL aus dem Ostfälischen, 17,1% aus Holstein und Dithmarschen, 5,9% aus dem übrigen Nordalbingischen²⁶. Die Bardewik, Boizenburg, Bremen, Soltwedel rechneten zu den bedeutenden

²² H. BROCKMÜLLER, *Die Rostocker Personennamen bis 1304*. Diss. Rostock 1933. — H. SPANGENBERG, *Die Bedeutung der Stadtsiedlung für die Germanisierung der ehemals slawischen Gebiete des Deutschen Reiches*. Jb. d. Ver. f. meckl. Gesch. u. Altertumskde. 99 (1935), 107—132. Hier nach J. U. FOLKERS, *Mecklenburg*. In: RIEDIGER und FOLKERS, *Stammeskunde von Schleswig-Holstein und Mecklenburg*. Potsdam o. J. S. 87.

²³ HELMOLD, *Chronik der Slaven*. I, 57; I, 92.

²⁴ HERMANN ROTHERT, *Westfälische Geschichte*. I. Gütersloh 1949. S. 209f.

²⁵ FOLKERS a. a. O. S. 81. 87.

²⁶ A. REIMPELL, *Die Lübecker Personennamen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts*. Diss. Hamburg 1928. Dazu die kritischen Bemerkungen von H. REINCKE in Hans. Gbl. 69 (1950), 34 Anm. 98.

Lübecker Gründerfamilien. In Rostock gibt es bis 1304 unter den Herkunftsnamen 6% ostfälische und 5,4% aus dem übrigen Raum zwischen Weser und Elbe, in Wismar sind es zwischen 1250 und 1272 aus den gleichen Gebieten und aus Friesland 11%. Wenn sich aus solchen Angaben auch keine unbedingt eindeutigen Schlüsse auf die Zusammensetzung der Bevölkerung ziehen lassen, so vermitteln sie doch Anhalte, so daß man sich wenigstens ein ungefähres Bild machen kann. Ein paar Ortsnamen zeichnen weitere Einzelheiten hinein. Haßleben und Kaakstedt zwischen Prenzlau und Templin in der Uckermark stammen in ihren Namen aus dem Vorharzland (Harsleben b. Halberstadt, Kochstedt am Havel); die beiden Karstädt bei Ludwigslust und westlich von Perleberg werden mit dem altmärkischen Kahrstedt bei Calbe a. d. Milde zusammengebracht; Godenswege südlich Stargard (1353 *Gudensweghen*, 1382 *Wudenswege*) ist aus dem Magdeburgischen in den Osten getragen, das heutige Gutenswegen ist ein altes *Wodenesweg* (937). Mehr als in Lübeck, das verhältnismäßig stark aus dem gesamten niederdeutschen Altland lebte, haben die späteren Neugründungen an der Ostsee ihren dauernden lebensnotwendigen Zuzug von außen schon aus der engeren und weiteren Umgebung in Mecklenburg und Pommern gedeckt. Stammten in Lübeck bis 1350 6,1% der Herkunftsnamen aus der näheren Nachbarschaft, so kamen in Rostock bis 1304 54,5% und in Wismar zwischen 1250 und 1272 49,2% aus Mecklenburg. Unter ihnen befanden sich natürlich auch wieder, wenn auch in späterer Generation, Westfalen und Ostfalen. Die aus dem Ostfälischen kommenden Siedler der Ostseeländer und Ostseestädte haben im 13. Jahrhundert *zwischen* mitgebracht. Das ergibt sich aus der belegten Überlieferung. Wir dürfen es auch schon für das 12. Jahrhundert annehmen. Die westfälische Überlieferung setzt mit *tuschen* ein, für das 13. Jahrhundert konnte es von Nowgorod und von Lübeck her erschlossen werden. Auch da werden wir mit dieser Form bis in die Gründungszeit Lübecks zurückgehen dürfen. Das heißt dann, daß die in den Osten ziehenden Siedler bereits *tütschen* und *zwischen* mitgebracht und die vom mecklenburgischen und pommerschen Lande in die Städte kommenden Neubürger beides gesprochen haben. In dem Nebeneinander der zwei Formen tritt uns in dem einen Wort ein Stück der mehrsträngigen Siedlungsgeschichte dieser Länder und Städte entgegen. Der spätere Ausgleich scheint zugunsten von *tütschen* erfolgt zu sein.

Diese Siedlungsgrundlagen verbieten es, *tuschen* in den Ostseeländern der sog. westfälischen oder westlichen „Strömung“ zuzurechnen. Es ist nicht durch eine wie immer geartete schriftsprachliche Bewegung von Westen her in die Urkunden, Stadtbücher und Rechtsaufzeichnungen des Ostens gelangt, sondern dort der heimischen gesprochenen Sprache entnommen. Den aus dem Westen stammenden Bestandteilen dieser neu sich bildenden Mundarten geht man jetzt zuversichtlicher nach als früher. In der mittelalterlichen westfälischen Überlieferung finden sich beispielsweise Fälle einer Vokaldehnung vor *nd* wie *vp den laynde*; *ghe eyndet wirt* Soester Schra 1350, *in der stades haynt stan* Brilon 1362; *Kyinderhues* Münster 1435; *keyndere* 'Kinder' Bielefeld 1491; *peynden* 'pfänden' Werl 15. Jh.; *mit dem andern eynde* 'Ende' Unna 1467; *einde* Kamen 1516; *dat eynde* Hieronymus. Die Sprachatlaskarte 'Kind' zeigt im nördlichen Westfälischen entsprechendes *Kiend, Kind*²⁷. Im westlichen Mecklenburg und in Hinterpommern begegnen die gleichen gedehnten Formen, dazu *Pünd* für *Pund*²⁸. Aus der mittelalterlichen Überlieferung vergleichen sich etwa *user vrent* Brüder Örtzen/Kloster Doberan 1345, *bysteendig* Danzig 1448. An der Ostsee sagt man für 'bauen' *bugen, buggen, buwwen*²⁹. Das sind dieselben Formen, die das Westfälische charakterisieren. Solche bis heute durchstehenden Zusammenhänge³⁰ legen die Frage nahe, ob nicht manches, was man im Mittelniederdeutschen bisher jener westfälischen oder westlichen Strömung zugeschrieben hat, aufs Pergament gelangte gesprochene ostelbische Sprache ist, die von den Siedlern mitgebracht worden war.

Nach A. LASCH gehört z. B. *vrent* „in Nowgoroder Schriftstücken“ der westlichen Strömung an³¹. KORLÉN hat ihr ausdrücklich zugestimmt und gegen BOCK zu erweisen versucht, „daß *vrent* — wie das daraus entwickelte *vrönt* — ein westf. Kriterium ist, das in nordns. Quellen zu den nicht-heimischen Elementen zu rechnen ist“³². Im Ostfälischen fehlen *vrent* und *vrönt* völlig. Von den alten Handschriften

²⁷ Deutscher Sprachatlas Karte 17.

²⁸ Ebd. Karte 62.

²⁹ Ebd. Karte 69f.

³⁰ Weiteres bei O. PRIEWE und H. TEUCHERT, *Dialektgeographische Forschungen östlich der unteren Oder*. Teuth. 4, 130ff. und zuletzt bei H.-FR. ROSENFELD, *West- und Ostfälisches in der pommerschen Mundart*. Westfäl. Forsch. 9 (1956), 135ff.

³¹ AGATHE LASCH, *Mittelniederdeutsche Grammatik*. Halle 1914. § 101, 2b.

³² GUSTAV KORLÉN, *Zum Problem der sog. westfälischen Strömung*. Nd. Mitt. 6, 92.

des Lübecker Stadtrechts hat erst der Tideman Güstrowsche Codex, der — nach KORLÉN — das „heimische“ *tuschen* bevorzugt, zwei *vrēnt*, und die Hand 8 der Kieler Handschrift, die mit der Tidemanschen Hs. identisch sein soll, schreibt im Register *vrende* gegen *vrint*, *vrinde* im Text. Die dem Ende des 13. Jahrhunderts angehörende Ordnung des Lübecker Heiliggeisthospitals hat *vrent*, *vrende*. Es begegnet urkundlich z. B. 1324 v. Bülow/Graf von Schwerin (*mit rade vnsere vrunt, mit minen vrenden*); 1331 Olbern Bonsack u. Hartwig Ramekendorp/die Preen (Vergleich über Hufen zu Camps, *vrōnde, vse vrōnt*); 1332 die v. Parkentin/Bischof v. Ratzeburg (*sine vrund, des bysschoppes vrend*); 1333 Herzöge von Lauenburg/Graf v. Schwerin (*vrentlike*); 1339 Raven v. Barnekow/Stralsund, Demmin (*vse, mine vrent*); 1342 Joh. Voß/Bürger v. Neubrandenburg (*vrent*); 1344 Gebr. v. Holstein zu Zierzow/Pfarrer zu Zierzow (*vser unde der vrent rade*); 1345 Brüder v. Örtzen/Kloster Doberan (*vser vrent*); 1370 Bischof v. Lübeck (*vrontscop*); Danzig 15. Jh. (mehrfach *frond, frennde*). Der Passions-traktat des Heinrich v. St. Gallen, dessen Sprache nach E. ROOTH in die Ostseeprovinzen gehört, hat im 15. Jh. *vrōnde*; ROOTH führt noch Belege aus Fellin, Dorpat, Danzig, von livländischen Ratssendboten und vom livländischen Ordensmeister an³³. Bei diesem häufigen Vorkommen — und die Beispiele werden vermehrt werden können — fällt es schwer, an eine nur schriftsprachlich herangetriebene westfälische Form zu denken. Ebenso ist es unwahrscheinlich, in all diesen Fällen westfälische Schreiber zu bemühen, noch dazu, da das mehrfach zu belegende *use vrent* mit seinem nasallosen Pronomen westfälischem Schreibgebrauch widerspricht. Auch wenn man *vrent* dem Nordalbingischen und Oldenburgischen nicht ganz absprechen wird, ist für das ostelbische Neuland vor allem seine westfälische Herkunft zu betonen. Mitgebracht aber haben es schon die Siedler.

Das gilt auch, wie uns M. ASDAHL HOLMBERG gezeigt hat³⁴, für einige mittelalterliche Berufsbezeichnungen. *Löer* 'Gerber' z. B. ist seit dem 13. Jahrhundert in Lübeck ausschließlich nachweisbar, in

³³ ERIK ROOTH, *Ein Fragment des Passionstraktats von Heinrich von St. Gallen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Mittelniederdeutschen in den Ostseeprovinzen*. Ann. Acad. Scient. Fennicae. B XXX Helsinki 1934. S. 471—509.

³⁴ MÄRTA ASDAHL HOLMBERG, *Studien zu den niederdeutschen Handwerkerbezeichnungen des Mittelalters* (= Lunder Germ. Forsch. 24). Lund 1950. S. 21 ff. und Karte S. 41.

Kiel, Wismar, Rostock, Stralsund ist daneben *gerwer* gebraucht. In Rostock gehören beide (*gherewer* und *lore*) auch schon dem 13. Jahrhundert an. Wenn dort um 1450 *de gerwere vpp deme lorebruke* genannt werden, so scheint aus dem Nebeneinander der zwei Ausdrücke ein sprachsoziologisches Übereinander geworden zu sein, in dem aber die Zugehörigkeit von *lore* zur gesprochenen, nicht bloß geschriebenen Sprache deutlich wird. *Löer* galt ausnahmslos im mittelalterlichen Westfälischen, während das Ostfälische *gerwer* hatte. In diesem Zusammenhange spricht auch KORLÉN von „siedlungsgeschichtlich bedingten“ Bindungen zwischen den Ostseegebieten und dem Westen⁸⁵. Die westfälische Nachbarschaft hatte im Mittelalter ebenfalls *löer*: die Rheinlande (Köln: *löwer*), Hessen (Marburg: *loewer*, Friedberg: *lower*), die Niederlande (*lowwer*, *looyer*). Die Lage ist ganz ähnlich wie bei *tüschen*. Natürlich werden die kölnischen und niederländischen Formen *löer* an der Ostsee gefestigt haben, aber es ausschließlich aus den Niederlanden herleiten zu wollen, widerspräche den siedlungsgeschichtlichen Gegebenheiten.

Nach alledem kann man sagen, daß das heutige *tüschen* in Mecklenburg und Pommern zu den Restwörtern westfälischer Siedlersprache gehört. Daß die offenbar bis in die jüngste Zeit hinein zusammenhängende *tüschen*-Fläche von der Trave bis an die Stolpe nicht zerstört wurde, hängt von den sprachlichen Verhältnissen in Brandenburg ab.

Die brandenburgischen und zerbstischen mittelalterlichen Quellen haben für 'zwischen' *tuschen*, z. B. 1399 Berliner *Buyk der ouertredunge*, 1443 Stadtbuch von Köln, 1503 Berliner Schöffensbuch, urkundlich 1379 Berlin (*tisschen*), 1443 Jungfrauenkloster Spandau/Rat v. Berlin; 1400 Zerbster Schöffensbuch, 1352 und 1427 (zerbstische Angelegenheiten behandelndes) Lehnbuch Albrechts I. v. Anhalt und seiner Nachfolger. Die Zerbster Ratschronik von 1451 hat zumeist *tuschen*, daneben auch *twuschen*; am Schluß der Chronik kommt der Gegensatz zum ostfälischen Magdeburg gut heraus: dem *tuschen* des Chronisten folgt in einem eingeschobenen Magdeburger Schöffenspruch *twischen* und *twuschen*, der eigentliche Chroniktext hat dann wieder *tuschen*, ein sich anschließender Brief des Magdeburger Rats mehrfach *twisschen*, dem sich dann wieder das *tuschen* des Chronikschreibers anreihet. Damit

⁸⁵ GUSTAV KORLÉN, *Zur Synonymik hansischer Handwerkerbezeichnungen*. Z. d. Ver. f. hamburg. Gesch. 41 (1951), 93.

stimmt überein, wenn in einem Brief des Magdeburger Rats von 1453 (im Urkundenbuch der Stadt Magdeburg) *twisschen* steht, in der Zerbster Antwort vom andern Tage aber an der entsprechenden Stelle *tusschen*. In der ostaltmärkischen Überlieferung sind beide Formen nebeneinander gebraucht worden: z. B. *twischen* 1336 Werben (Verkauf f. einen Bürger), *tusschen* 1433 Werben (Rat), *tuschen* 1383 Stendal (Domkapitel), *twischen* 1433 Stendaler Schiedsleute. TEUCHERT ist in der Annahme, daß die niederländischen Siedler *tuschen* im 12. Jahrhundert aus ihrer Heimat nach Brandenburg gebracht haben, zuzustimmen. Die früheste südniederländische Überlieferung des 13. Jahrhunderts kennt nur *tuschen*³⁶, die nach Osten ziehenden Bauern konnten gar keine andere Form mitnehmen.

Nun sind aus dem Brandenburgischen im Mittelalter auch Leute in die Ostseestädte gezogen. Die Herkunftsnamen aus der Alt- und Mittelmark und aus der Prignitz machen im Wismarer Stadtbuch 3,1 % aus, in Rostock die aus Brandenburg (einschließlich der Alt- und Uckermark) 3,6%, in Lübeck aus der Mark 1,8%. Ihre Zahl kann demnach nicht sehr groß gewesen sein. TEUCHERTS Meinung, „nach Mecklenburg gelangt *tüschen* in geringem Maße über Lauenburg aus westfälischen Strichen, in der Hauptsache aber wird es von der Mark eingeführt“³⁷, wird deshalb nicht zutreffen. Von Brandenburg aus kann das mecklenburgische *tuschen* zwar gestützt, aber nicht begründet sein. Die heutige Mundart, die in der Prignitz und in der Uckermark, der südlichen Nachbarschaft Mecklenburgs, *twischen* hat, spräche ebenfalls dagegen, wenn hier die ursprünglichen Verhältnisse gewahrt wären. Das scheint aber nicht der Fall zu sein. In der Elbegend gibt es vereinzelt *tüschen*, und in Freyenstein in der Ostprignitz, hart an der mecklenburgischen Grenze, heißt der schmale Zwischenraum zwischen zwei Häusern noch *Tischenlock*, während man als Präposition *twüschen* gebraucht³⁸. In Brandenburg findet sich *tüschen* und das daraus entrundete *tischen* heute vornehmlich zwischen Potsdam, Belzig und Luckenwalde, dazu im benachbarten Kreis Jerichow 2 und in Odernähe in der Gegend von Wriezen und Seelow. Im übrigen hat die Mark sehr stark vom Südosten und von Berlin hochdeutsches *zwischen* aufgenommen.

³⁶ Vgl. die Skizze von RUTH KLAPPENBACH PBB 68, 234.

³⁷ TEUCHERT, *Reste der niederländischen Siedelsprache* a. a. O. S. 271.

³⁸ Freundliche Mitteilung von Prof. Dr. FOERSTE-Münster.

Eine Übernahme eines brandenburgisch-niederländischen *tuschen* auf schriftsprachlicher Ebene in die Ostseestädte und nach Mecklenburg wird man ebenfalls nicht ernsthaft erwägen, weil es damals die dazu nötigen einflußreichen brandenburgischen Schreibstätten nicht gegeben hat.

Es bleiben noch zwei andere Möglichkeiten niederländischen Einflusses. Nach HELMOLD haben in einem eng begrenzten Raum um Eutin Holländer gesiedelt, dort entrichteten 1288 sechs Dörfer den Holländergrevenscat; ein 1256 erwähntes *Vlemmingestorp*, das nördlich vom Kellersee bei Malente gesucht wird, der Name des Dorfes Flemhude < *Vlemminghude* westlich Kiel und die *platea Flemiggorum* in Kiel lassen auf vereinzelt Niederländer im östlichen Holstein schließen. Die Ansiedlung von Flamen durch Heinrich von Scathen in und bei Mikilnburg südlich Wismar haben die Slawen nach vier Jahren wieder vernichtet. In der Wilstermarsch haben sich im 12. Jahrhundert neben Sachsen Holländer niedergelassen³⁹. Diese Bereiche werden ebenfalls Bevölkerung nach Osten hin abgegeben haben. Für Ostholstein, Stormarn und die Wilstermarsch hat MENSING noch veraltetes und verschwindendes *tüschen* angegeben, für das Lauenburgische sogar *tüsssen*⁴⁰, die wenigstens zum Teil niederländischen Ursprungs sein können. Aber auch das reicht natürlich nicht aus, um das mecklenburgische *tuschen* zu erklären. Die Ostseestädte haben auch direkten Zuzug aus den Niederlanden gehabt, in Wismar kommen 3,1% der Herkunftsnamen dorthier, in Lübeck sind es 3,4%, dazu 2,8% aus den Rheinlanden. KORLÉN hat vom Sprachlichen her einen Hinweis auf flandrisch-lübische Handwerksbeziehungen erbringen können: als sich 1359 in Lübeck die Riemenschneider von den Beutelmachern trennten, spricht die darüber ausgestellte Urkunde von *vlamingen*, wo die Zunfturkunde *büdelmakere* gebraucht⁴¹. Wichtiger wird in unserem Zusammenhang der Einfluß gewesen sein, dem die hansischen Kaufleute in Flandern, vor allem in Brügge, ausgesetzt waren. In Brügge wohnten sie nicht wie in Nowgorod oder in London abgesondert von der dortigen Bevölkerung, sie lebten und verkehrten in einem ganz

³⁹ H. TEUCHERT, *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts*. Neumünster 1944. S. 26ff.

⁴⁰ OTTO MENSING, *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch*. Bd. 5. Neumünster 1935. S. 208. Dazu TEUCHERT PBB 71, 270. In Skizze 1 sind MENSINGS ostholsteinische *tüschen* durch einen schraffierten Kreis angedeutet.

⁴¹ KORLÉN, *Zur Synonymik hansischer Handwerkerbezeichnungen* a. a. O. S. 96.

anderen Maße als dort mit den Einheimischen. Da ist es sicher nicht ausgeblieben, daß das niederländische *tüskēn*, *tüschēn* das heimische *tüschēn* wertmäßig über *twischen* hob. Auch der schriftliche Verkehr des Ostens mit den flandrischen Städten wird in gleicher Richtung gewirkt haben. Doch auch das kann nur Stütze, nicht Grundlage für das ostdeutsche *tüschēn* gewesen sein.

Nach TEUCHERT⁴² ist *tüschēn* an der französischen Sprachgrenze entstanden, es ist letzten Endes „ein Erzeugnis romanischer Aussprache im fränkischen Munde“. Trifft das zu, dann ist das in den ersten niederländischen Urkunden des 13. Jahrhunderts belegte *tusken*, *tusghen* usw. seinem Ursprung nach Jahrhunderte älter. Das niederländisch-westfälische *tuschen*-Gebiet wäre eine erst allmählich entstandene Einheit, Westfalen hätte *tusken*, *tuschen* über den Niederrhein aus dem Niederländischen bezogen. Es hat es bis zur Weser aufgenommen und weiter ans Oldenburgische abgegeben. Der geschlossene westfälische *tuschen*-Raum findet seine Entsprechung etwa in den Karten für 'Gerber' und 'Schuhflicker' bei M. ASDAHL HOLMBERG, auf denen sich westfälische *löer* und *lapper* an der Weser genau so eindrucksvoll von den ostfälischen Bezeichnungen *gerwer* und *böter* absetzen wie *tuschen* von *twischen*. Wann sich *tuschen* im Westfälischen festgesetzt hat, läßt sich nicht genau sagen, sicherlich lange vor dem 13. Jahrhundert⁴³.

Mainz

KARL BISCHOFF

⁴² PBB 71, 271.

⁴³ Daß die oben S. 4 angeführten vereinzelt südwestfälischen *twischen* Reste des ursprünglichen vor-*tuschen*-Bestandes in Westfalen sind, ist wenig wahrscheinlich. — W. FOERSTE weist mich freundlicherweise bei der Korrektur hin auf den Ortsnamen *Tvusclarum* 1088 unbek. b. Ennigerloh bei JELLINGHAUS, *Die westfälischen Ortsnamen*. 3. Aufl. 1923, S. 127. In den Güterverzeichnissen des Stiftes Freckenhorst aus den Jahren 1348—1355 kommt er als *Tuslere* vor. HOLTHAUSEN, *Altsächs. Wörterbuch* führt S. 76 an „*Twiskinun* On. Tuschen“. (Quelle?)

Schwelen 'heuen'

In den etymologischen oder sprachgeschichtlich eingestellten Wörterbüchern wird gewöhnlich unter dem Wort *schwelen* 'ohne Flamme langsam brennen' als weitere Bedeutung 'Gras trocknen, Gras zusammenharken' angeführt. Auch im Deutschen Wörterbuch (DWB IX 2478) bringt M. HEYNE *schwelen* 'Heu machen' unter *schwelen* 'ohne Flamme qualmend brennen'. Er schreibt aber dazu: „auffällig ist die Verschiebung der Bedeutung vom Dörren des Grases auf den ganzen Vorgang des Heumachens, das in Haufen legen, wenden, Zusammenkehren und -rechen usw., s. besonders TEN DOORNKAAT KOOLMAN a. a. o. (= 3, 375); so auch wangeroog. *swili*, *swīli*, das sogar 'rechen, harken, fegen, reinmachen' bedeutet, s. ebenda, wenn hier nicht ein ganz verschiedenes Wort im Spiel ist.“

Es spricht in der Tat manches gegen diese Gleichsetzung der beiden Wörter. *Schwelen* in der Bedeutung 'ohne Flamme brennen' kommt im Westfälischen sowohl mit *ē* in offener Silbe als auch mit umgelautetem langen *ā* vor, ebenso im Altenglischen. Ae *swelan*, st. v. der IV. Klasse, ist intransitiv; *swelan*, sw. v., ist transitiv. Außerdem kommt noch ein transitives *swellan* vor. Im Westfälischen hat anscheinend das transitive Verb immer *ā*, das intransitive sowohl *ā* wie *ē* in offener Silbe. Das Verbum *schwelen* 'heuen' ist immer transitiv, hat aber als Vokal gerade nicht langes *ā* sondern, so viel ich sehe, immer tonlanges *ē*. (Nur J. C. DAAN: *Wieringer land en leven in de taal*, 1950, p. 128 verzeichnet *swèeld* mit *èè*, das sonst für westgerm. *ā* und seinen Umlaut steht). In den nordfriesischen Mundarten wird *swēl* (Sylt) bzw. *swīal* (Föhr und Amrum) 'ohne Flamme brennen' von *swele* 'Heu zusammenschieben' (Sylt) bzw. *swelli* (Föhr und Amrum) unterschieden. Also das transitive Verb *schwelen* 'heuen' hat gerade nicht den Vokal, den das transitive *schwelen* 'sengen' hat. Außerdem sollte man doch, wenn die beiden Wörter identisch wären, auch das Wort *schwelen* in intransitiver Bedeutung in Bezug auf das Heu gebrauchen. Man sagt aber nie „Das Heu schwelt gut“ im Sinne 'das Heu trocknet gut'. Die in den Mundartwörterbüchern angeführten Beispiele für den Gebrauch des Wortes *schwelen* beziehen sich, wo sie die Arbeit im Heu genauer angeben, auf das Zusammenharken, das Beieinandermachen des Heues (Vgl. z. B. BOEKENOGEN 1275; WALING DIJKSTRA, *Friesch Woordenboek* 3, 254; DOORNKAAT 3, 375; MENSING 4, 991). Daß man von da aus gelegentlich auf die weitere Bedeutung 'im Heu arbeiten, heuen'

kommt, ist nicht verwunderlich und kein Grund, das Zusammenharken als sekundäre, verengte Bedeutung anzusehen. Manche mit einer Präposition oder einem Nomen zusammengesetzte Formen haben gar nichts mit dem Trocknen des Heues zu tun, sondern nur mit dem Zusammenharken, z. B. westfriesisch *neiswylje* 'naoogsten van hooi; speelgoed en andere verspreid liggende voorwerpen bijeenzoeken', *stirtswylje* 'nazwelen van hooi, dat na het bijeenhalen van den hooioogst is blijven liggen'. Das könnte zwar auf einer nachträglichen Bedeutungsverschiebung beruhen, doch ist das unwahrscheinlich. Schon alte Belege meinen gerade das Zusammenmachen des Heues. Marnix († 1598): *Ick droogh uyt, als 't dorre gras, datmen sweelt op eenen tas.* Pers († 1662): *Dat gy ons de kost gaet wijsen, De eens moeders grage hand Heeft gaen zwelen, plucken, schuylen Uyt de bosschen, weyden, kuylen.* E. Bekker (1784): *(Gij) keert het gras en klaver, En sweelt het uit elkander.* (Alle drei Stellen nach A. DE JAGER, *Woordenboek der Frequentatieven* 1, 950. Zur letzten Stelle vgl. TER LAAN, *Nieuw Groninger Woordenboek*. Tweede druk 1952, p. 1075: *hooi wieren* 'droogen door het uiteen te slaan'.)

Das Ergebnis des Schwelens ist eine Welle Heu. Diese heißt in einem großen Teil der nördlichen Niederlande, Nordwestdeutschlands und Schleswig-Holsteins *Swill* oder *Swël* (mit tonlangem *ē*) (s. TON kaart 11; MENSING 4, 991). Das Substantiv und das Verb kommen also beide in demselben Raum vor. Ob überall, wo das Substantiv in der Bedeutung 'Heuwelle' gebraucht wird, auch das Verbum gilt, kann ich nicht sagen. Das Verb ist jedenfalls auch in Gegenden bekannt, in denen die Heuwelle andere Namen hat, so in Ostfriesland, Groningen, Friesland, Holland, doch liegen all diese Gegenden in der Nachbarschaft von *Swill* — bzw. *Swël*-Gebieten. Man kann daher wohl ruhig annehmen, daß das (schwache) Verb mit dem Substantiv verwandt ist. In Drente entsprechen sich nach C. HIJZELER (*Boerenvoortvaring in de oude landschap. Termen en gebruiken van het boerenbedrijf in Drente*. Assen 1940, p. 54, 77, 100, 123 u. 6, 7) die Formen des Substantivs und Verbs jedesmal. In den Orten, in denen das Substantiv *swill* heißt, heißt auch das Verb *swillen*, wo *swël*, da *swelen*. Auch in Vriezenveen lautet, wie mir Herr ENTJES mitteilte, das Substantiv *swill*, das Verb *swillen*. *Swillen* ist sicher eine junge Ableitung von *swill*, so wie im Südosten der Drente auch zu *rigel* 'Heuwelle' das Verb *rigel'n* gebildet ist (HIJZELER a. a. O. 13).

Das Substantiv *Swill* ist identisch mit ahd., as *swil* 'Schwiele', während *Swēl* ags. *swile* (*i*-Stamm) oder ahd. *swilo* entsprechen kann. HEEROMA hat sich zweimal mit dem Verhältnis von *zwil* und *zweel* befaßt (Driem. bl. 1957, 22—30 und 71—75) und erklärte *zweel* als een re-interpreterende omvorming van *zwil* 'langwerpige verhevenheid' onder invloed van het werkwoord *zwelen* 'hooien, bijeenharken' (Dies Wort setzt er mit *schwelen* 'ohne Flamme brennen' gleich). Zuletzt sind ihm aber doch Zweifel gekommen. Er schreibt: „Of moeten we aannemen, dat *zweel* een oude bijvorm van *zwil* is en pas secundair door het taalgevoel in verband is gebracht met het werkwoord *zwelen*?“ In TON 2 afl. p. 9 hält er aber die erste Erklärung für wahrscheinlich. Größere Nähe zur Bedeutung 'Heuwelle' hat das Wort *Schwiele* in seiner Bedeutung 'Striemen' (s. DWb. s. v. *Schwiele* n. 4). Daß das Wort *Schwiele* auch 'Heuwelle' bedeutet, ist nicht auffällig. Wir finden öfter, daß 'Schwiele' und 'Heuwelle' bzw. ähnliche Gebilde mit dem gleichen oder einem verwandten Wort bezeichnet werden. In Südwestfalen sagt man für die Heuwelle *Wale* [s. TON kaart 11], im Englischen bedeutet *wale* 'Striemen, Schwiele', das Verb *to wale* 'striemig machen, schlagen'. Mnd. *walen* bedeutet 'wälzen'. Zu *Wale* gehört *Wiele* 'Speckfalte am Bauch' (z. B. Venne, Kr. Lüdinghausen), *wielen* 'wälzen' (Osnabrück-Schinkel), 'Schnee zusammenwehen' (WOESTE-N 223), aber auch *wielöerig* 'widerspenstig' (Curl bei Dortmund [s. H. BEISENHERZ: *Vokalismus der Mundart des nordöstlichen Landkreises Dortmund*. Diss. Münster 1907, § 45]), oft umgedeutet in *wielhörig* [z. B. SCHMOEKEL-BLESKEN 329]. Daneben gibt es aber auch *swielörig* in derselben Bedeutung [WOESTE-N 266]; *zwiloor* [WANINK 220]. Das *wiel-* bedeutet hier also wohl 'Schwiele' [HEEROMA verzeichnet in TON, kaart 11 für die Quadrate v 99', w 99' dreimal das Wort *weel* für die Heuwelle und erklärt es als Kreuzung zwischen *sweel* und *wiers*. Vielleicht mit Recht. Es könnte aber auch zu unserm Wort *Wiele* gehören]. Im Skandinavischen heißt die Schwiele *Valk*. Im Norwegischen ist *Valk* aber auch 'en opskyllet Banke af Sand eller Mudder' [AASEN 894]. In englischen Mundarten ist *swale* 'a gentle rising in the ground with a corresponding declivity; a slight dip or depression in the surface of the ground, a hollow between two banks or ridges' [WRIGHT 5, 862]. In Südwestfalen (Müschede, Kr. Arnsberg) bedeutet *schwalen* 'jemanden verhauen' (vgl. oben englisch *to wale*. *Schwalen* kann allerdings auch *schwadelen*, eine Ableitung von *schwaden* 'stark prügeln' [WOESTE-N 264] sein.)

Das nl. Wort *wiering* 'Heuwelle' ist verwandt mit ags. *wearr*, nl. *weer* 'Schwiele', deutsch *Werre* 'Gerstenkorn am Auge'. Zu griechisch *tylē* bzw. *tylos* 'Schwiele' gehört *tylōō* 'mache eine Schwiele', *tylissō* 'wulste, rolle auf'.

Wenn man *schwelen* 'heuen' mit *Schwiele* zusammenbringt und von *schwelen* 'ohne Flamme brennen' trennt, bietet auch das *i* in altfriesisch *swilath* (3. Sg. Präs.) statt *ē* keine Schwierigkeit mehr. [s. auch TH. SIEBS, *Geschichte der friesischen Sprache* (in Pauls Grundriß) S. 1192, § 20 Anm. 1: „Dafür, daß nicht nur vor *r*, sondern auch vor *l* das *e* zu *i* geworden sei, gibt es kein Beispiel. Die Form *vilat* F 60 ist etymologisch ganz unsicher; *swilath* von **swilia* 'Heu aufharken' aber weist auf germ. *i* zurück, vgl. nwfries. *swilja* Schierm., wg. *swili*, nordfries. *swaela* Sylt (aus **swilja*).“ — Nebenbei: Das mnd. *welen* 'dörren, welk werden', zu dem das fries. *wilat* gehört, hat wohl kein altes *ē* sondern *i*, denn das westfälische Wort für 'welk' zeigt *ie*: *wielek*, *wielk*, *wielech*. Dies Wort wird zu mnd. *welen* 'welk werden' gehören. Genau gleich hd. *welk* kann es wegen des *ie* = *i* in offener Silbe ja nicht sein. Altfris. *wilat* und nwestfries. *wylje* würden dann wie das niederdeutsche *welen* altes *i* in offener Silbe haben.

Doch wie ist nun das genauere Verhältnis von *schwelen* zu *Schwiele*? Wegen der späten Überlieferung und räumlich begrenzten Geltung des Wortes *schwelen*, läßt sich darüber nichts Sicheres sagen. *Schwelen* 'heuen' ist erst seit dem 15. Jh. belegt. Die neuwestfriesische Form *swylje* sagt uns, daß wir es wohl mit einem Verb der 2. schw. Konjugation zu tun haben (**swiloian*), wozu auch die altfris Form *swilath* (3. Sg. Präs. Ind.) stimmt. Die friesischen Belege zeigen weiter, daß das Wort ein *i* in offener Silbe hat, kein umgelautetes *a*. Ein *i* in offener Silbe läßt sich aber weder aus einer Ableitung von dem intransitiven *schwellen* noch von dem transitiven *schwellen* erklären. Das Wort *schwelen* 'heuen' wird deshalb von einem Nomen abzuleiten sein, etwa von germ. **swiliz*, wie *fiskōn* von *fisk* (lat. *piscis*). Dabei ist für das Nomen nicht gerade von der Bedeutung 'Schwiele' auszugehen, sondern von andern Schwellungen. *Schwelen* wird die Tätigkeit bezeichnet haben, durch die Heu (oder auch andere Massen) zu schwulst- oder wulstartigen Bildungen zusammengebracht wird.

Die Wurzel zu *schwellen* ist *swel*. Das *ll* ist wohl durch Assimilation des *l* mit dem präsensbildenden *n* entstanden. Wörter aus der Wurzel *swel* mit einfachem *l*, in denen der Begriff des Schwellens noch klar

zu fassen ist, und die eindeutig den Vokal der ersten Hochstufe aufweisen, habe ich sonst nicht gefunden. Doch heißt in Wulften, Kr. Bersenbrück die Schwellung des Euters bei der frischmelken Kuh *swilt* oder *swēlta*, dies wohl < **swilitha*; zum *t* vgl. aus Wulften *Wärmte* 'Wärme', *Lengte* 'Länge'. Es ist allerdings auch **swalitha* möglich. Im Rheinischen Wörterbuch VI 2051 wird unter *schwellen II* für das Kleverland *schwēlen* mit tonlangem *e* verzeichnet, neben *schwellen*. Einen weiteren Beleg bringt SCHÖNFELD (Driem. Bl. 1957, 68ff.) bei der Erklärung der Ortsnamen *Zwolle* und *Zwelo*. Dieser Ort in Drente ist seit etwa 1300 als *Swele* neben *Swelle* genannt. Erst später ist das Grundwort *lo* angehängt. Schönfeld bringt den Namen mit *schwellen* zusammen [Er erklärt allerdings das einfache *l* nicht, sondern verweist nur auf ags. *swelan* 'branden', das er zu *swellen* stellt.] und schreibt [a. a. O. 70] „*Zwele, Zwolle* was dus een in 't oosten van ons land voorkomend woord ter anduiding van een kleine hoogte of verheffing in het terrein.“

Auch wenn diese Wörter kein *i* in offener Silbe haben sollten, so hat es doch unser *schwelen* 'heuen'. O. MENSING [4, 991] und schon J. CHR. ADELUNG [*Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* 3, 1739] haben daher mit Recht *schwelen* 'heuen' von *schwelen* 'ohne Flamme brennen' getrennt.

Münster

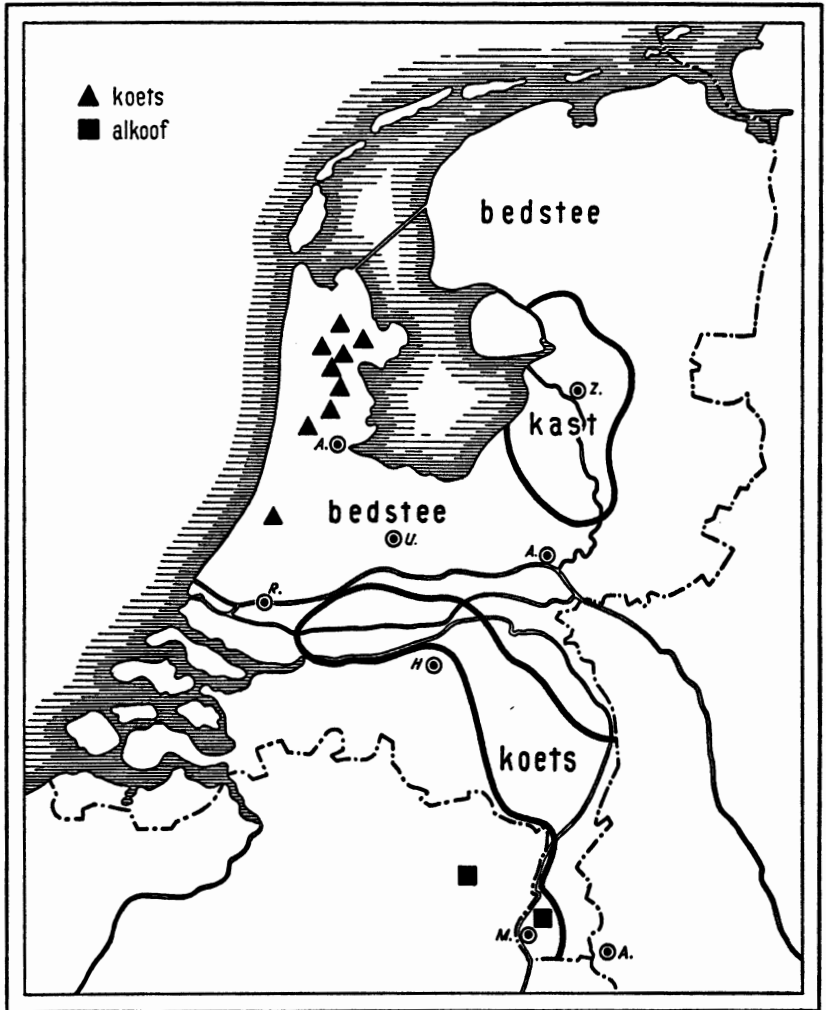
F. WORTMANN

Zur niederländischen Wortgeographie des Schrankbetts

Das in den Niederlanden allgemeine Wort für den Schlafraum, der wie ein Schrank vom Wohnzimmer abgetrennt ist, lautet *bedstee* oder *bedstede*. Man kennt dafür in einigen Ortschaften auch noch das Wort *bed*, das jedoch zu *bedstee* wurde, als man die eigentlichen Schlafzimmer baute. Das dort freistehende Bett heißt im Niederländischen *het ledikant*.

Aus der Karte geht hervor, daß neben *bedstee* gebraucht werden:

1. *kaste* oder *beddekeaste* in weiterer Umgebung von Zwolle und an der IJssel entlang. Man sagt aber in demselben Gebiet auch *bedstee*.
2. *koets* oder *beddekoets* in Limburg, im östlichen Noord-Brabant und



weiter westlich an der Maas und der Waal entlang. In diesem Gebiet ist es das allgemeine Wort.

3. *alkoof* in einem kleinen Gebiet um Maastricht herum, das sich bis nach Belgien hinein ausdehnt.

Aus der Tatsache, daß *koets* vereinzelt nördlich von Amsterdam vorkommt und auch am östlichen Ufer des IJsselmeers bekannt ist,

läßt sich wahrscheinlich schließen, daß das *koets*-Gebiet früher ausgedehnter gewesen ist.

Das Material für die Karte der *bedstee* in den Niederlanden wurde zur Verfügung gestellt von der Dialectencommissie van de Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen in Amsterdam. Es ist Vragenlijst No. 22 (1952), 4 entnommen.

Zwolle

H. ENTJES

Niederdeutsche Bezeichnungen des Schrankbetta

(mit Wortkarte)

Zur Geschichte der Bettstatt

Das Wort *Bett* bezeichnet in unserer Sprache normalerweise eine aus Bettgestell, Matratze, Kissen und Decke bestehende Schlafgelegenheit. Wir können es aber, vor allem in den Zusammensetzungen *Feder-Ober-* und *Unterbett*, auch in dem engeren Sinne von 'Polster, Federbett' gebrauchen. Ja, die letztgenannte Bedeutung dürfte sogar die ältere sein, da sie schon in der altenglischen und althochdeutschen Überlieferung seit dem 8. Jh. bezeugt ist¹, auch im Nordischen seit alter Zeit üblich war² und als altes germanisches Lehnwort noch im heutigen finnischen *patja* 'Polster' fortlebt. Wenn dies aber die Grundbedeutung des urgerm. **badjan* war, kann es schwerlich mit lat. *fodere* 'graben' verwandt sein und ursprünglich „in den Boden eingewühlte Lagerstätte“³ oder „Schlafgrube“⁴ bedeutet haben. Deshalb stellen wir es lieber zur idg. Wurzel **bbedh-* 'beugen, drücken', die auch in ae. *cnēo-bed* 'Gebet' (eigentlich 'Kniebeugung') und dem entsprechenden altindischen *jñu-bādh* 'die Knie beugend' vorliegt⁵. *Bett* wäre demnach etymologisch mit *bitten* und *beten* *'die Knie zum Gebet beugen'

¹ WRIGHT-WÜLKER, *Anglo-Saxon and Old English Vocabularies* 1,16,16 belegen aus dem Corpus-Glossar: *culcites* ('Matratze, Kissen' u. ä.), *bed*. — Ahd. Gl. 3,664,43: *plumacium etiam petti dicitur*. — Wegen der abgekürzt zitierten Titel sei hier ein für alle Mal auf die Abkürzungsverzeichnisse in Bd. 1 dieser Zeitschrift verwiesen.

² FRITZNER 1,119 *bedr* m. 'Underlaag hvorpaa man hviler i Sengen, sidder paa Banken, Bolster'.

³ POKORNY 114: 1. *bbedh-*

⁴ KLUGE¹⁸: *Bett*.

⁵ POKORNY 114: 2. *bbedh-*. — MAYRHOFER, *Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch des Altindischen* 425: *bādhate*.

nächstverwandt und hätte also ursprünglich ein 'zusammendrückbares, elastisches Polster' bezeichnet. Demnach müßte die in nordischen Mundarten geläufige Bedeutung 'Tierlager, Nest' sich sekundär entwickelt haben, ähnlich wie z. B. in dem aus frz. *couche* 'Ruhebett' entlehnten rhein. *Kautsche* 'mollige eingedrückte Stelle im Heu, Stroh, Grase, Kissen infolge Lagerns; Tierlager, Loch'; desgleichen die Bedeutung des etymologisch identischen *Beet* (vgl. bedeutungsgeschichtlich frz. *couche* 'Mistbeet' aus 'Bett') und endlich auch die von *Flußbett*, die sich wie in frz. *lit* (aus lat. *lectus*) und lit. *lõva* 'Bett' (zu lett. *lãva* 'Pritsche') aus dem Bild des in der Mitte zusammengedrückten Polsters oder Strohsacks leicht ergeben konnte.

Bewegliche Bettgestelle kannten die Germanen in ältester Zeit nicht. Diente eine Fürstenhalle zugleich als Schlafsaal für die Gefolgschaft, wie es die im 8. Jh. entstandene altenglische Heldendichtung *Beowulf* Vers 1239f. schildert und auch sonst nachweisbar ist⁶, so machten die Krieger für ihre Nachtruhe die Bretterbühne (ae. *bencpelu* = aisl. *bekeþili*)⁷ frei und belegten sie mit „Betten“ und Polstern (*beddum ond bolstrum*). Als Decke werden sie ihre Mäntel benutzt haben, wie es z. B. auch isländische Bauern⁸ und die Krieger Karls d. Gr. taten⁹. Im nordseegermanischen Raum muß es derartige feste Bettstellen schon vor der Zeit der angelsächsischen Landnahme in Britannien gegeben haben. Darauf deutet nämlich ihre gesamt-nordseegermanische Bezeichnung as. *selmo*, ae. *sealma* und *bencselma*, afries. *bed-selma*. Im *Beowulf* (Vers 2460) und *Heliand* (Vers 4007) wird dies Wort schon pars pro toto für 'Bettstatt, Lager' gebraucht¹⁰, was trefflich zu der frühen ae. Glosse *sponda, bencselma*¹¹ stimmt, während moderne niederdeutsche, friesische und niederrheinische Mundarten es z. T. noch in der älteren¹² Bedeutung '(vordere) Bettkante', 'vordere Holzwand der Wandbettstelle'¹³, vereinzelt auch in der sekundären Bedeutung

⁶ E. WEBER, *Die Halle Heorot als Schlafsaal*. Herrigs Archiv 162, 1932, 114—16.

⁷ V. GUÐMUNDSSON, *Privatboligen på Island i sagatiden samt delvis i det øvrige nordnord* (1889), 215f. ⁸ Ebd. 218.

⁹ FEW 6, 279a, Anm. 28.

¹⁰ J. HOOPS, *Beowulfstudien* (1932), 125f.

¹¹ WRIGHT-WÜLKER 1, 47, 41 (Corpus-Glossar, 8. Jh.).

¹² T. SKÖLD, *Einige germanische Lehnwörter im Lappischen und Finnischen*. Uppsala (1960), 41—47 mit ausführlichen Belegen und Literatur.

¹³ DOORNKAAT 1, 124: *bed-selm*; 3, 183: *silms-keante*. — MENSING 1, 328: *Bett-sell, -selm, -sill, -süll, -sült*. — TEUT 1, 174: *Bedd-süll*. — MÖLLER 43a: *Bër-salem*. — SCHMIDT-PETERSEN 13a: *båd-sallom*. — MUNGARD 33: *bër-salem*.

'kleine Schlafkammer über dem Stalle'¹⁴ oder 'Holzwand, die in halber Höhe je zwei Viehstände von einander trennt'¹⁵ kennen. Das Wort, das wie russ. *slemja* '(Quer)balken', gr. *sélma* 'Gebälk, Schiffsverdeck, Ruderbank usw.' mit *my-*-Suffix von der Wurzel *s(v)el* 'Balken' gebildet ist¹⁶, bezeichnete wahrscheinlich ursprünglich das erhöhte Kantenbrett einer wandfesten Schlafpritsche, das der Strohschütte (ae. *strēowen*, ahd. *gistrewi*, *bettistrewi*), die als Unterlage für das eigentliche „Bett“ oder Polster diente, Halt gab und ein gutes Aufschütten (ae. *stregan*, Beowulf 2436, wörtlich *streuen*) ermöglichte.

Als die Germanen mit der römischen Zivilisation in Berührung kamen, übernahm ihre Oberschicht alsbald die komfortablen, mit *Flaum* (lat. *pluma* 'Feder') gefüllten gallisch-römischen Federkissen und *Pfühle* (lat. *pulvinus* 'Polster'), später auch die im Mittelmeer-Raum seit alter Zeit übliche bewegliche Bettstelle. Sie läßt sich zwar schon seit dem 7./8. Jh. in Mitteleuropa nachweisen¹⁷, seit der Wikingerzeit (Gokstad- und Oseberg-Schiff um 900) in Skandinavien und im späten Mittelalter auf den Britischen Inseln¹⁸, drang aber erst Jahrhunderte später in die bäuerlichen Schichten ein. Ihre Herkunft aus der Mittelmeerkultur verrät auch die in manchen nd. Mundarten noch bekannte Bezeichnung *Spunning*, *Spunnige* aus lat. *sponda*. Südlichen Anregungen entsprang wohl auch das Bestreben, die einzelnen Schlafplätze durch Vorhänge oder niedrige Holzwände von einander und vom übrigen Wohnraum abzutrennen, wie wir es seit dem 9. Jh. für den Norden¹⁹, ein Jahrhundert später auch für die Angelsachsen²⁰ erschließen können. Vor allem aus den altisländischen Sagas wissen

¹⁴ MENSING 4, 471: *Selm* (Pellworm).

¹⁵ Rhein. Wb. 8, 73: *Selle*, f. Das auslautende *-m* wurde wahrscheinlich als Endung des Plurals empfunden, wonach dann ein neuer Singular gebildet wurde. Vgl. das holstein. *Bett-sell* und analog MENSING 4, 288 *Schall*^a 'Zweig, Gabelzinken, Karrenholme' <*Schalm*. — So schon CHR. WALTHER, Nd. Kbl. 25, 92f.

¹⁶ W. PORZIG, Idg. Forsch. 42, 234. — POKORNY 898. — VASMER 2, 659.

¹⁷ M. und A. HABERLANDT, *Die Völker Europas und ihre volkstümliche Kultur*. 1928, 476.

¹⁸ M. ERIKSSON, *Hjäll och tarre samt andra ord för översäng och övervåning*. Uppsala 1943, 12.

¹⁹ Vgl. russ. *sólnyš* 'Ecke, Abteilung einer Bauernstube (hinter einem Bretterverschlag)' (VASMER 2, 690), das aus dem *svefnbús* 'Schlafhaus' der Waräger entlehnt worden ist (ERIKSSON 33).

²⁰ BOSWORTH-TOLLER, *An Anglo-Saxon Dictionary* 76: *bed-wabrif* (lies *wdgrif*) n. A curtain; (Beleg von 995). — Vgl. HOOPS: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 1, 1911/13, 268: *Bett*.

wir, daß die als Bettstatt dienende erhöhte, oft gedielte Fläche (*flet, set, pallr*), die vor allem die Giebelwand des Wohnraums zu säumen pflegte, durch Vorhänge oder niedrige Bretterwände in kleinere Schlafplätze (*set, rúm, hvíla, sæng, rekkja*) abgeteilt wurde, die jeweils zwei Schläfern Raum boten²¹.

Außer solchen wandfesten bankartigen Bettstellen benutzten die Nordseegermanen wie andere germanische Stämme auch Zwischenböden, die am Dachfuß über den warmen Viehställen eingezogen wurden, als Schlafbühnen. Aus der nd. Bezeichnung *Hille* (= bair.-österr. *Hüll(er)* 'Raum über der Tenne, Dachboden'), die im verwandten altnordischen *hjalr* 'Gestell', schwed. ma. *hjáll* 'Schlafbühne' usw. ein Gegenstück hat, schließt man wohl mit Recht auf einen alten nordwesteuropäischen Zusammenhang und auf ein hohes Alter dieses ersten Ansatzes zum Halbgeschoß²². Während aber in Skandinavien solche Schlafböden auch in die Wohnräume eingezogen und schließlich zu zweistöckigen Wandbetten ausgestaltet wurden, blieben sie in Niederdeutschland gewöhnlich auf die Längsseiten des niederdeutschen Hallenhauses beschränkt und wurden im allgemeinen nicht in die später am Kopfende des Hauses eingebauten Stuben übernommen. Auf den oft zu primitiven Schlafkojen ausgebauten *Hillen* oder *Auken* (Pommern: KNOOP 4), in der *Büne* oder der *Sneikamer* (Wesergebiet) über bzw. neben den Ställen schlief in der Regel das Gesinde, während die Familie des Bauern die in Westfalen vielfach frei stehenden, sonst meist in eine Wandnische fest eingebauten Schrankbetten benutzten, die bis zum Ausgang des 19. Jhs. so charakteristisch für das nordwestdeutsche und niederländische Bauernhaus gewesen sind.

Die Einführung solcher kastenartig abgeschlossenen Schlafstätten ist gewiß mit Recht als erste Stufe der letztlich durch mittelmeerische Einflüsse ausgelösten Entwicklung vom Hallenhaus zum mehrräumigen Haus betrachtet worden²³. Aber im übrigen liegt die Geschichte des niederdeutschen Schrankbetts, das seinerseits die Entwicklung der Schlafstätte in den skandinavischen Ländern stark beeinflusst hat²⁴, noch im Dunkel. Wir hoffen, durch eine wortkundliche Erörterung der plattdeutschen Bezeichnungen für das 'schrankartige Wandbett',

²¹ GUÐMUNDSSON 216 ff.

²² ERIKSSON 284.

²³ ERIKSSON 40.

²⁴ ERIKSSON 280 ff.

die wir 1950 aus etwa 4000 Schulorten Nordwestdeutschlands mittels eines Fragebogens zu einem geplanten Niederdeutschen Wortatlas (NWA) gesammelt haben, auch dem Hausforscher und Kulturgeschichtler einige nützliche Hinweise für die noch ungeschriebene Geschichte des Wohnens in Niederdeutschland geben zu können.

* *
* *

Unsere Wortkarte, die also auf einem bedeutend größeren Material beruht als die entsprechende, trotz ihrer Beschränkung auf 108 Ortspunkte überraschend richtige Karte WILHELM PESSLERS²⁵, läßt zunächst erkennen, daß im südlichen Niedersachsen, etwa bis zu einer Linie Minden — Hannover — Gifhorn, aber auch im mittleren Westfalen zwischen Lippe und Ruhr sowie zwischen Teutoburger Wald und Weser nur verhältnismäßig wenige Bezeichnungen gemeldet wurden. Daraus wird man schließen dürfen, daß hier der Alkoven schon seit längerer Zeit abgekommen ist und daß mit der Sache auch die Benennungen untergegangen sind. Daß die schrankbettartige Schlafstelle früher auch im Süden gebräuchlich war, zeigen Reliktgebiete im südöstlichen Sauerland und in der Mark mit den altertümlichen Bezeichnungen *Külter* bzw. *Kasten-Beddsti'e*.

Das große zusammenhängende nordwestdeutsche Gebiet, in dem noch 1950 fast überall die alten mundartlichen Wörter für den inzwischen wohl in allen Landschaften abgeschafften Alkoven bekannt waren, zerfällt, aufs Ganze gesehen, in drei Hauptgebiete: einen nordwestfälischen Raum, wo die Bezeichnung *Durk|Dutk* vorherrscht, ein großes *Bu(u)txen-* Gebiet zwischen Elbe — Weser — Hunte, das sich früher (vor dem Eindringen von *Alkoven* in Nord-Oldenburg) durchgehend bis zur niederländischen Grenze erstreckt haben dürfte, und die kleinflächig aufgesplitterte schleswig-holsteinische Sprachlandschaft, in der die ältere Wortschicht (*Kubs*, *Kuusch*, *Luukbedd*) weitgehend durch jüngere Bezeichnungen verdrängt ist, vor allem durch *Alkoven*; *inmaakt*, *inbuud*, *indischt Bedd* oder schlechtweg *Beddstä*, das übrigens auch andere Landschaften in dieser speziellen Bedeutung kennen.

²⁵ W. PESSLER, *Plattdentscher Wortatlas von Nordwestdeutschland*, 1928, Karte 53: „Die plattdentschen Bezeichnungen für das Wandbett.“

Nach diesem kurzen Überblick über die verbreitetsten Bezeichnungen besprechen wir die einzelnen Synonyme, indem wir mit den ältesten beginnen.

Durk|Dutk

Diese offensichtlich etymologisch zusammengehörigen Wörter bilden ein geschlossenes Verbreitungsgebiet, das sich von der Lippe fast bis zur Stadt Oldenburg und von einer Linie Rheine — Haselünne im Westen bis Bielefeld — Minden — Wildeshausen im Osten erstreckt. Vereinzelte Streubelege westlich und nördlich des heutigen Wortraums deuten darauf hin, daß dieser Bezeichnungstyp früher weiter verbreitet gewesen und im Westmünsterland von niederrhein. *Beddekast*²⁶, im Emsland von nordnd. *Bu(u)txe* und im Oldenburgischen von *Alkoven* verdrängt worden ist.

Unter *Durk|Dutk* verstand man in Westfalen einen freistehenden großen, allseitig verschließbaren Bettkasten. „Späterhin, mit der Entwicklung der Kammern (die auch als Einbauten in die Seitenschiffe eingefügt wurden) schrumpften die *Durken* zu Wandbetten, die durch Türen nach der Diele abgeschlossen werden konnten“²⁷.

Von den mundartlichen Doppelformen läßt sich das im weitaus größeren Raum vorherrschende *Durk* eindeutig identifizieren mit mnd. *dork* m., nl. *dork*, *durk* m., ae. *þurruc*, ne. *thurrock* 'Kielraum, unterster Teil des Schiffsrumpfes, wo sich das Kielwasser sammelt'. Wir müssen also annehmen, daß die Form *Dutk* aus *Durk* entstellt ist. Justus Möser's verhochdeutsche, vielleicht auch etymologisierend an fz. *dortoir* 'Schlafsaal' angegliche Form *Durtich* (Patriotische Phantasien I: Die Spinnstube) deutet auf folgende Lautentwicklung hin: *Durrik* > *Durdik* > *Duddik* > *Dutk*.

Die Etymologie von *Durk* ist noch nicht geklärt. Viele Etymologen identifizieren es mit steirisch *Turk* 'Schlucht' und betrachten diese Wörter als Ablautsform zu got. *þairko* 'Loch, Ohr', das mit unserer Präposition *durch* nächstverwandt ist²⁸. Die Richtigkeit dieser Her-

²⁶ Dieser Zusammenhang wird auf der erwähnten Wortkarte PESSLERS gut sichtbar.

²⁷ R. UEBE, *Westfälische Volkskunst*, 1927, 24.

²⁸ F. JOSTES, *Westf. Trachtenbuch*, 1904, 40. Ebenso:

H. SCHRÖDER, *ZfdPh.* 38, 527. Germanisch-Romanische Monatsschrift 1, 648. (Das von ihm herangezogene, aber sonst nirgends bezeugte dithmarsische *Durk* 'Vertiefung, Delle' geht wahrscheinlich auf das holst. *Dulk* 'Vertiefung' zurück. Der Übergang des dicken *l* in *r* kommt gerade in der Verbindung *lk>rk* im Nordniederdeutschen öfter vor, vgl. z. B. KÜCK 1, 137: *Hölk-app'* neben

leitung wurde aber mit Recht bezweifelt²⁹; denn das *-rr-* von ae. *þuruc*, das übrigens auch vom westfälischen *Durk* vorausgesetzt wird, läßt sich aus dem in got. *þairko* und dt. *durch* vorliegenden Stamm nicht erklären. Auch die von manchen Forschern vorgeschlagene Zusammenstellung mit engl. *dark* 'dunkel'³⁰ und mit der idg. Wurzel *tuēr-* 'fassen'³¹ können uns aus demselben Grunde ebenso wenig befriedigen. Die genannten Etymologien leiden außerdem daran, daß sie nicht den ganzen Bedeutungsumfang berücksichtigen und deshalb m. E. von einer falschen Grundbedeutung ausgehen.

Das Schwedische kennt nämlich das nd. Lehnwort *durk* nicht nur als Fachwort der Seemannssprache, sondern auch der Baukunst und Technik. Beim Deichbau z. B. heftet man mit eisernen Krampen oder Klammern, die *durk* genannt werden, Balken auf dem Boden fest, während der schwedische Fachwerkbau mit diesem Wort die Tür- und Fensterpfosten sowie die waagerechten Balken über den Pfosten bzw. zwischen Pfosten und Hausecke bezeichnet³². Aus entsprechenden Bedeutungszusammenhängen in anderen Sprachen darf man schließen, daß es sich bei beiden Bedeutungen um das gleiche Wort handelt: So bedeutet etwa im Finnischen das Simplex *pihti* 'Gabel, Klammer', in der Zusammensetzung mit dem Bestimmungswort *pieli* 'Tür' aber ist *pihti-pieli* 'Türpfosten'. Das lit. *spynà* (etymologisch identisch mit lat. *spina* 'Dorn') bedeutet in der Schriftsprache '(Tür)schloß', mundartlich auch '(Tür-, Fenster)pfosten bzw. das obere Querstück des (Tür-, Fenster)rahmens; Tür-, Fenstersturz', während das nah verwandte lett. *spīne* 'eine mit beiden Enden in die Wand getriebene eiserne Klammer, woran Ketten befestigt werden' und 'einen in die Wand getriebenen eisernen Nagel' bezeichnet. Entsprechend gehört zu dem synonymen lit. *staktà* '(Tür-, Fenster)pfosten oder -sturz', Plural 'Tür-, Fensterrahmen' das lett. *stakle* 'gabelförmiger Ast, Gabelung eines Baumes'³³. Offensichtlich liegt den finnischen und baltischen

Hörk-abb') und MENSING 3, 619: *Melk* neben *Merk* 'Milch'). — WNT 3, 2, 3149: *dork* und 3671 *durk*. — B. SANDAHL, *Middle English Sea Terms*, Copenhagen 1951, 108. — SMITH 2, 217: *þuruc*. — POKORNY 1073. — KÜCK 2, 472: *Nüst'rn*.

²⁹ FALK-TORP 1453: Nachtrag zu *Dork*.

³⁰ BEZZENBERGER in seinen Beiträgen 4, 1878, 321. — J. VERDAM, TNTL 2, 1882, 202. — WALDE-POKORNY 1, 855. — HOLTHAUSEN, *Ae. Wb.* 72: *deorc*. — POKORNY 251.

³¹ H. SCHNEPPER, *Die Namen der Schiffe und Schiffsteile im Altenglischen*. Diss. Kiel 1908, 49.

³² SAOB: *durk* subst. 2 2

³³ FRÄNKEL 870. 893.

Wörtern die Bedeutung 'Gabelholz' oder 'gebogenes Holz' zugrunde. Daß dies auch für schwed. nd. *durk* gilt, lehrt das m. E. durch Reduktion des Stammvokals (Metathesis) aus ae. *þurroc* entstandene ae. *þroc* '(oben gegabeltes) Pflughaupt, (dentale)' das mundartlich als *þrock*, *drock* noch in derselben Bedeutung bezeugt ist³⁴. Das somit erschließbare *þurrucc* *'Gabel-, Krummholz' ist offensichtlich eine *k*-Ableitung zu einem starken Verb, das in an. *þverra* 'schwinden, aufhören' vorliegt. Das Bedeutungsverhältnis entspricht dem von nd. nl. *Krampe* 'gebogenes Holz oder Metall, Haken' und *krimpen* 'einschrumpfen, verkürzen, abnehmen, schwächer werden (vom Wind)'. Nächstverwandt sind an. *þorri* 'Monatsname: Mitte Januar bis Mitte Februar', eigentlich 'Schrumpfmonat' (ähnlich wie unser *Hornung*), weiterhin auch *zwerch*, *quer*, *Quirl*, die sich alle auf die idg. Wurzel *tyer-* 'winden, drehen' zurückführen lassen.

þurrucc *'Krummholz' scheint bei den seefahrenden Nordseegermanen insbesondere das 'Spant' bezeichnet zu haben, also jene ursprünglich aus nur einem Stück bestehende und auf den Kiel aufgesetzte zweischenkelige Rippe eines Schiffes, die dem Schiffskörper seine Form verleiht. In historischer Zeit wurde das Spant gewöhnlich aus zwei oder drei Stücken zusammengesetzt. Dadurch hat sich die Bedeutung von *þurrucc* offenbar mehr auf den unteren Teil verschoben, „der quer über dem Kiele liegt und die stärkste Krümmung aufweist“, wie es übrigens auch bei dem bedeutungsgeschichtlich vergleichbaren nl. *vrang*, an *rong* 'Spant' der Fall war, das im Isländischen und Norwegischen³⁵ ebenso wie das aus dem Altnordischen entlehnte frz. *varangue* geradezu 'Flurholz', d. h. unterster, quer über dem Kiel liegender Teil des Spants, bedeutet. Von dieser erschließbaren Bedeutung aus läßt sich die ganze weitere Geschichte unseres Seemannswortes verstehen. Zunächst entwickelten sich das ae. *þurrucc*³⁶ ne. *thurrock* und mnl. mnd. *dork* zu der Bedeutung 'unterster Teil des Schiffsrumpfes'. Diese

³⁴ SMITH 2, 213: *þroc*. — WRIGHT 2, 179: *drock*, sb.¹; 6, 114: *þrock* sb.¹ — Die ae. Bedeutung 'Tisch' bezieht sich wohl eigentlich auf den Schragen, der die (lose) Platte trug.

³⁵ HJ. FALK, *Altnordisches Seewesen*. Wörter und Sachen 4, 1912, 46.

³⁶ Manche Forscher geben fragend auch die Bedeutung „kleines Schiff“ an. Dies beruht jedoch auf einem Mißverständnis. In der ae. Glosse *Cumba, uel caupolus, þurrucc* (WRIGHT-WÜLKER, *Ags. Vocabularies* 1, 181, 35), die aus Isidors Etymologien 19, 1, 25 stammt (*lembus, navicula brevis, quae alia appellatione dicitur et cymba et caupolus*), ist — wie so oft — *cimba* (= gr. *κῆμβῆ* 'Kahn') mit *cumba*, *locus imus navis, quod aquis incumbat* (Isidor 19, 2, 1), verwechselt worden.

Bedeutungsentwicklung läßt sich etwa vergleichen mit der von *Spant* 'zweischenkelige Schiffsrippe', das verwandt ist mit lit. *spandà* 'Gabelast, Stützpfehl (für Brunnenschwengel oder Gerüst)', also ursprünglich auch ein 'Gabel- oder Krummholz' bezeichnet haben muß, im ostfriesischen Niederdeutsch dann aber auch die erweiterte Bedeutung 'das ganze Gerippe eines Schiffes' erreichen konnte³⁷.

Das Wasser, das durch die Fugen der Schiffswände einzusickern pflegt, sammelt sich im Kielraum oder Sog, dem tiefsten Teil des Schiffes, der meist mit losen Dielen, die längsschiffs über die Flurhölzer gelegt werden, bedeckt ist, damit man sich trocknen Fußes im Schiff bewegen kann. In der alten Zeit verband sich deshalb mit dem Wort *thurrock* bzw. *dork* oft die Vorstellung der stinkigen Schiffsjauche, die sich hier sammelte. So definierte etwa der Lexikograph Chytraeus 1582 *dork* als „de bodden des schepes darinne sik alle unflat samlet“³⁸. Die Vorstellung vom abgedeckten Sammelraum für Abwasser führte dann weiter einerseits zu den Bedeutungen 'hölzerne Abflußröhre unter einem Tor, kleiner hölzerner Tunnel durch einen Damm; überdeckter Abzugsgraben; breiter, flacher Deckstein als Brücke über einen Abzugsgraben oder eine Gosse; kleiner Wasserlauf, Graben', die für engl. ma. *thurrock*, *throck*, *drock*³⁹ und ostfries. *dork*⁴⁰ bezeugt sind, andererseits wurde in englischen Mundarten auch die Bezeichnung des abgeschlossenen Raumes auf dessen Inhalt übertragen, wie es oft vorzukommen pflegt (vgl. etwa *Bowle*, *Kaltschale*, *Eintopf*), so daß *dork* in der niederländischen Seemannssprache⁴¹ geradezu die Bedeutung 'Schiffsjauche' und in englischen Mundarten sogar 'Unrathaufen'⁴² annehmen konnte.

In der niederdeutschen Seemannssprache entwickelte sich die Bedeutung noch nach einer anderen Richtung, deutlich erkennbar in schwed. *durk* und dän. *dørk*, die wegen des anlautenden *d-* beide aus dem Niederdeutschen entlehnt sein müssen. Neben der älteren Bedeutung 'Kielraum', die im Schwedischen und Dänischen vom 16. bis zum 18. Jh. belegt ist, steht die daraus entwickelte jüngere 'aus losen

³⁷ DOORNKAAT 3, 264: *spand*.

³⁸ LASCH-BORCHLING 1, 456.

³⁹ WRIGHT 6, 130: *thurrock* sb.¹ — 2, 179: *drock* sb.² — SMITH 2, 214: *proc* (2) und 217: *þurru*.

⁴⁰ SCHILLER-LÜBBEN 1, 551: *dork*.

⁴¹ WNT 3, 2, 3149: *dork*.

⁴² WRIGHT 6, 130: *thurrock* sb.²

oder festen Brettern bestehender Doppelboden, der auf den Flurhölzern ruht und den Kielraum abdeckt', speziell „Fußboden in den unter Deck befindlichen Lokalitäten eines Schiffes, z. B. Kajüte und Kesselraum“⁴³. Dieser Fußboden bedeckte also nicht das ganze Schiff, sondern nur diejenigen Teile, die besonderen Zwecken dienten. Deswegen konnte dän. *dørk* auch definiert werden als „Deck unten im Schiff, das sich über einen kleineren Teil der Schiffslänge erstreckt, z. B. Fußboden in Kajüte oder Maschinenraum“⁴⁴.

Die weitere Bedeutungsentwicklung des Wortes im Niederdeutschen wurde dadurch bestimmt, daß die Aufbewahrungsräume auf den germanischen Schiffen seit alter Zeit vorzugsweise im Vorder- und Hinterschiff lagen, die schon auf dem Osebergsschiff durch ein erhöhtes Halbdeck (dt. *Pflicht* und *Heck*, an. *lok* und *lopt*, *lypting*) abgeschlossen und frühzeitig auch durch eine senkrechte Querwand als besonderer Verschlag vom übrigen Schiffsraum abgesondert waren⁴⁵. Am geschätztesten war der geschützte Raum im Heck. Besonders empfindliches Gut, das trocken lagern mußte, wurde hier verstaut. So erklärt es sich, daß engl. *thurrock* in der Mundart von Norfolk auf die Bedeutung „the lower flooring of the stern of a boat“⁴⁶ eingeeengt wurde. In der kontinentalgermanischen Seemannssprache ging die Bedeutungsentwicklung noch einen Schritt weiter, indem *Durk* schließlich nicht nur den Fußboden, sondern den gesamten abgeteilten Raum im Heck bezeichnete. J. H. RÖDING bucht 1794 in seinem *Allgemeinen Wörterbuch der Marine* das Seemannswort *Durk* in der Bedeutung „kleiner Raum oder Abteilung hinten im Piek [‘Spitze’] auf verschiedenen holländischen Fahrzeugen, die nur ein Deck haben“. Auch diese Bedeutung wurde ins Nordische entlehnt. Im 18. Jh. bezeichneten dän. *dørk* und schwed. *durk* vorzugsweise den ‘hintersten Laderaum auf Kriegsschiffen, wo man Pulver, Munition und sonstiges Artilleriegerät lagerte’. Während der hintere Unterdecks-Raum im Englischen des 16. Jhs. *deck*⁴⁷ und im Niederländischen meist *roef* (etymologisch identisch mit engl. *roof* ‘Dach’), also nach der ‘Decke’ benannt wurde, ist der nl.-nd. *Durk* nach dem ‘Fußboden’ bezeichnet.

⁴³ SAOB: *durk* subst.¹

⁴⁴ ODS 4, 75: I. *Dørk*.

⁴⁵ HJ. FALK, *Wörter und Sachen* 4 48f.

⁴⁶ OED: *thurrock*.

⁴⁷ OED: *deck* sb. I, 2.

Es liegt also eine ähnliche semantische Entwicklung vor wie bei norddt. *Diele* und *Flur* m., deren Bedeutung sich bekanntlich von 'Fußboden' zu 'Vorraum' verschoben hat.

Solche abgeschlagenen Unterdecks-Räume, vielleicht auch insbesondere jener kleine Raum zwischen Schiffs-Fußboden und dem Halbverdeck im Heck, der nach RÖDING im 18. Jh. *Durk* hieß, werden gewiß auch als Unterkunft für das Schiffsvolk gedient haben, vor allem natürlich als Schlafräume; denn tagsüber hat eine Schiffsbesatzung ja selten Zeit, sich dort aufzuhalten. Und wenn nun die ringsum abgeschlossenen Schrank- und Wandbetten in westfälischen Mundarten ebenfalls *Durk* genannt werden, liegt es nahe anzunehmen, daß diese Bezeichnung von kleineren niederdeutschen oder holländischen Schiffen auf das westfälische Bettgehäuse übertragen worden ist. Denn *Durk* kann die Bedeutung 'Koje', wie wir gesehen haben, nur auf den Schiffen entwickelt haben. Übrigens hat schon der schwedische Lexikograph WESSMAN, als er das an der österbottnischen Schärenküste aus dem Niederdeutschen entlehnte finnland-schwedische *durk* 'zweistöckiges Bett mit Vorhängen' buchte⁴⁸, der Meinung Ausdruck gegeben, daß es mit schwed. *durk* 'Kajüte' identisch sei.

Dies zunächst allein aus der Wortgeschichte gewonnene Resultat wird noch durch eine sachliche Einzelheit gestützt, auf die mich JOSEF SCHEPERS (Münster) hinwies. Die *Durke* werden nämlich vielfach durch Schiebetüren, sog. *Schotten*, verschlossen. Das ist deswegen auffällig, weil Schiebetüren sonst in niederdeutschen Bauern- und Bürgerhäusern nicht üblich waren, wohl aber wegen des beengten Raumes auf Schiffen. Wahrscheinlich ist also dies konstruktive Merkmal des *Durkes* auch vom Schiffsbau übernommen worden.

Schließlich kann die von uns erschlossene Wort- und Sachgeschichte auch durch bezeichnungsgeschichtliche Parallelen gestützt werden. In finnland-schwedischen Mundarten der Provinz Nyland heißt das in den dortigen Bauernhäusern übliche 'zweistöckige eingebaute Bett' *kubrik*⁴⁹. Diese Bezeichnung ist durch Vermittlung der russischen Seemannssprache entlehnt aus nl. *koebbrug* 'niedriges zweites Deck unter dem Oberdeck, das zur Aufbewahrung der Kleidung und als Schlafplatz der Besatzung diente'⁵⁰. Auch das gleichbedeutende *hyttsäng* der

⁴⁸ WESSMANN, *Östsv.* (nach ERIKSSON 184).

⁴⁹ ERIKSSON 176. 192. 295.

⁵⁰ WNT 7, 2, 4887: *koebbrug*. — VASMER 1, 678: *kubrik*.

nordschwedischen Landschaft Medelpad entstammt der Seemanns-
sprache (*hytt* 'Schiffskoje')⁵¹.

Eine weitere Stütze für unsere Vermutung, daß die engen Schiffsko-
jen vorbildlich für die Gestaltung der nordwestdeutschen Schlaf-
stätten gewesen sind, bietet uns die Geschichte des verbreitetsten
niederdeutschen Synonyms des schrankartigen Wandbettes:

Bu(u)tz(e)

Diese Bezeichnung war unsern Gewährsleuten 1950 noch auf einer
großen zusammenhängenden Fläche zwischen Elbe, Weser und
Hunte bekannt. Im Süden wird das *Butzen*-Gebiet etwa von einer Li-
nie Dümmersee—Minden—Hannover—Gifhorn begrenzt. Daß es
früher weiter süd- und westwärts gereicht haben muß, zeigen verein-
zelte Belege bis nach Peckelsheim, Kr. Warburg, Dransfeld, Duderstadt
und der ostfriesisch-emsländische Westrand. Ostwärts erstreckt es
sich über Mecklenburg und Brandenburg bis nach Ostpreußen.

Die *Butzen* der Bauernhäuser waren meist einfache Holzverschläge.
In der nördlichen Lüneburger Heide lag eine gemeinsame *Knechtsbutze*
„oft an der Diele, rechts von dem Gatter, wo dann 3—4 Mann mit
dem Kuhjungen zusammen schliefen, drei andere *Butzen* für die Fa-
milie des Bauern und die Mägde lagen in der Herdwand des Fletts“⁵².
In älterer Zeit scheinen die fürs Gesinde bestimmten *Butzen* oft über
den Ställen oder Nebengebäuden, z. B. über der Bleiche, gelegen zu
haben. Dieser Zustand ist noch aus dem Kreis Minden⁵³ und aus Ost-
Mecklenburg bezeugt. Im Lande Stargard bedeutet *Butze* nicht nur
'hochgelegener Schlafplatz im Stall oder in der Kammer, auf der Hof-
gänger oder Kinder schliefen', und allgemein 'kleiner Verschlag neben
dem Hauptraum', sondern auch andere Verschläge, wie 'kleine Dach-
stube', 'hochgelegener Hühnerstall, Taubenschlag', 'Rampe, auf der
die Häckselschneide steht', 'Verschlag unter der Bodentreppe zur
Aufbewahrung von Brennholz', anderswo überhaupt 'dunkler Win-
kel' oder gar 'baufälliges Haus, Hütte'⁵⁴. Ähnlich ist *Butze* aus sächsi-

⁵¹ ERIKSSON 181. 197.

⁵² W. BOMANN, *Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen*⁴, 1941, 43.

⁵³ FREDERKING 21.

⁵⁴ R. BLUME, *Wortgeographie des Landes Stargard*. Teuth. 9, 1933, 30f. — Br.Wb.
1, 177: *Buzze* 'ein altes baufälliges Haus, elende Hütte'. — H. JELLINGHAUS
kennt ein „engrisches“ *Butze* 'Lehmhütte' (Mitt. des Osnabrücker Gesch.-

schen Mundarten als 'kleiner enger Raum zum Schlafen, elende Hütte und Verschlag zur Mästung von Federvieh' bezeugt⁵⁵. Auch im Neumärkischen und Ostpreußischen bezeichnet *Butz(e)* außer 'Wandbett, Rast' eine 'Gänsebucht' oder 'Abteilung des Stalles'⁵⁶. In der Zerbster Gegend und im Göttingisch-Grubenhagenschen dienten die als *Butze* bezeichneten engen, dunklen Verschläge unter der Bodentreppe als Schlafstätte der Mägde⁵⁷, und in der schwedischen Provinz Värmland bedeutet das aus mnd. *butze* entlehnte *busch* eine 'Schlafbühne im Wohnraum'⁵⁸.

Das Wort lautet meist *Butze* oder *Butz* mit kurzem *u*, daneben kommt aber noch vielfach die ältere Lautform *Bunz(e)* mit langem Vokal vor. Im Lande Stargard (Mecklenburg), strichweise auch im Westniederdt. begegnet *Butzen* mit auslautendem *-n*, das aus den flektierten Kasus auf den Nominativ übertragen worden ist.

Butze ist kein germanisches Erbwort, sondern eine Entlehnung aus altfrz. *bouge*, *buge*, das seinerseits zurückgeht auf gallisch *bulga* 'Leder-sack' (urverwandt mit unserm *Balg*)⁵⁹. Die ursprünglichen Bedeutungen 'Schlauch, Lederbeutel', dann 'Felleisen, Ledertasche, Börse' leben nur noch in französischen Mundarten, während die neuere Schriftsprache *bouge* nur in den übertragenen Verwendungen 'bauchiger Teil von Gegenständen, z. B. einer Tonne oder Radnabe' (seit dem 12. Jh.) und 'Wölbung des Schiffsrumpfes, kleine Bütte, Mauer-nische, Rumpelkammer, Bettnische'⁶⁰, Spelunke, Bordell' bewahrt hat.

Das galloromanische Wort ist mehrfach ins Germanische übernommen worden. Die älteste Schicht, die wegen des erhaltenen vor-konsonantischen *l* vor dem 12. Jh. entlehnt sein muß, liegt vor in ahd.

Vereins 1905, 8). Das Westf. Wörterbuch-Archiv hat einen Beleg aus Wehbergen, Krs. Bersenbrück, mit der Bedeutung 'Hütte'.

⁵⁵ K. MÜLLER-FRAUREUTH, *Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten*, 162.

⁵⁶ R. MIELKE, *Zur Besiedlungsfrage der Provinz Brandenburg im 12. Jahrhundert*. *Brandenburgia* 25, 1917, 58. — Ziesemer 1, 896: *Butz(e)*.

⁵⁷ VOLLBEDING 13. — SCHAMBACH 36f.

⁵⁸ ERIKSSON 150. 152. 167.

⁵⁹ J. HUBSCHMID, *Schläuche und Fässer*, Bern 1955, 25—27. — J. VENDRYES, *Sur un nom du 'sac de cuir'*. *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris* 41, 1940, 134.

⁶⁰ FEW 1, 605f.: *bulga*. Vgl. auch *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné* . . . Genève 1777, Tome V, 355: *Bouge* s. m. est une petite pièce ordinairement placée aux côtés d'une cheminée pour serrer différentes choses. Ce mot se dit aussi d'une petite garde-robe où il n'y a place pour un lit très petit.

bulge, pulge, obdt. *Bulg(e)*⁶¹, mnl. *bolge*, mnd. *bulge* 'Schlauch, lederner Wassersack, -eimer, Felleisen', engl. *bulge, bilge* 'Tasche, Beutel, (Leder)börse; Buckel, Auswuchs; Boden des Schiffsrumpfes' (OED). In letzterer Bedeutung hat es nicht nur im Englischen, sondern auch im heutigen Niederdeutschen (*Bilsch*) das alte *thurrock* bzw. *durk* verdrängt. Erst nach der Entwicklung von gallorom. *bulga* zu afrz. *bouge* wurden entlehnt: engl. *bouge, budge, budget* (aus afrz. *bougette*) 'Lederbörse, Haushaltsplan des Schatzkanzlers', mnl. *boege, boegie, boesge* 'Reisetasche, Börse', ostnl. fries. ostfries. *büüts(e) büüße* 'lose Tasche unter der Oberkleidung der Frauen', 'Tasche in einem Kleidungsstück'⁶². Aus dem Bedeutungskreis 'Korb, Backtrog, Bütte, Waschfaß', der nach Ausweis von rhein. *Butz* 'Waschkessel'⁶³, meckl. *Butz* 'Waschfaß'⁶⁴ und ostpreuß. *Butz(e)* 'Gefäß, Topf'⁶⁵ früh aus dem Französischen⁶⁶ in die rheinischen und niederdeutschen Mundarten übernommen worden ist, entwickelte sich wie in ähnlichen semantischen Fällen⁶⁷ schon im Altfranzösischen des 14. Jhs. die Bedeutung 'kleiner, in eine Zimmerwand eingebauter Abstellraum, Bettische, enges dunkles Gemach, Rumpelkammer'. Dies afrz. *bouge* (gesprochen *büdže*) stimmt lautlich und semantisch so genau zu nd. *Buutze* 'schrankartiges Wandbett', daß an der Identität beider Wörter nicht zu zweifeln ist.

Daraus folgt aber, daß das niederdeutsche Wort nicht mit an. *būza*, mnd. *butze, büs(s)e* 'Fracht- und Fischereischiff' zusammenhängen

⁶¹ Ahd. Gl. 3, 645, 12; 691, 44. — MARTIN-LIENHART 2, 40: *Bulg.* — FISCHER 1, 1513: *Bulge.* — OCHS 1, 365: *Bulge.* — Schweiz. Id. 4, 1213: *Bulg.* — Schatz 118: *pulge.* — KLUGE: *Bulge*².

⁶² WNT 3, 1, 1771: *buis* IV, Aanm. — GALLÉE 8: *bütze, büsse.* — BERGSMÄ 77: *buis, buusse, buutse, buust, buis.* — TER LAAN 143: *buis, buuis(e).* — DOORNKAAT 1, 260: *büs.* — W. DYKSTRA, *Friesch Woordenboek* 1, 346: *bAs, bAse.*

⁶³ Rh. Wb. 1, 1186: *Butz* IV.

⁶⁴ R. MIELKE, *Zur Besiedlungsfrage der Provinz Brandenburg*, *Brandenburgia* 25, 1917, 58 schreibt zur Begründung seiner verfehlten Etymologie: „Auch in der Bezeichnung *Butz* für die Gänsebucht in Ferdinandshof tritt diese Herleitung [von *būan* 'bauen'] zutage, wie in dem Namen für Waschfaß im südlichen Mecklenburg-Strelitz, das sonst auch volkstümlich *Stückdiem* genannt wird.“

⁶⁵ ZIESEMER 1, 896.

⁶⁶ Das FEW 1, 605 verzeichnet u. a. folgende mundartlichen Bedeutungen 'civeau pour porter les raisins au pressoir, cuve de vendange, cuvier, petite pièce construite dans le mur d'une chambre, pour servir de décharge (seit dem 14. Jh.), réduit obscur, petit cabinet auprès d'une chambre, logement misérable, aire, boulin à pigeon, nid des œufs, écurie, loge de pourceaux, étable'.

⁶⁷ FEW 16, 511b: *mande.*

kann, wie HANS KUHN annimmt. Er meint, an. *búza* habe ursprünglich 'Koje' bedeutet. Als Schiffsbezeichnung sei es eine Kürzung von *búzuskip* und habe nicht etwa einen bestimmten Schiffstyp bezeichnet, vielmehr sei „ein beliebiges Schiff so genannt worden, wenn es mit Deck und Kabinen oder Kajüten versehen war“⁶⁸. Nach dieser Hypothese wäre der spätae. *bútse-carl* 'Matrose der königlichen Flotte' also nach dem Unterkunftsraum (*bútse*) des Kriegsschiffes benannt worden. Dieser Auffassung widerspricht aber das schon seit dem 12. Jh. bezeugte frühmhd. Simplex *būze* 'Piratenschiff'⁶⁹. Gegen KUHN'S These spricht auch die Tatsache, daß das Schiff, das mlat. *buza* (*bucca*, *bucia*, *bussa*), mnd. *bütze*, nl. *buis* hieß, durchaus einen besonderen Typ darstellte. Im Niederländischen war es ein „Kielfahrzeug mit breitem Bug und geräumigem Bauch“. Seine Form glich etwa einem „Weinfaß“⁷⁰, und es scheint mir deshalb nicht unmöglich, daß diese Schiffsbezeichnung mit mlat. *bucia* 'Faß' identisch ist, das auf dem weit verbreiteten rom. **buttia* beruht⁷¹. Sie hätte dann eine genaue bezeichnungsgeschichtliche Parallele in der unten erörterten niederländischen Schiffsbenennung *botter*. Doch wie dem auch sei: die Schiffsbezeichnung kann jedenfalls aus lautlichen Gründen (*bútse*- im 11. Jh.!) nicht auf *bulga* zurückgehen und deshalb nicht mit nd. *Buuzze* 'Wandbett' verwandt sein.

Das schließt aber nicht die Möglichkeit aus, daß letzteres ursprünglich in der Bedeutung Kajüte 'Schiffskoje' aus dem Französischen des 14. Jhs. entlehnt worden ist. Daß diese für fz. *bouge* nicht bezeugt ist, könnte vielleicht mit späteren innerfranzösischen sach- und wortgeschichtlichen Veränderungen zusammenhängen, die zum Siege von *cabute* 'Kajüte' geführt haben. Für die Vermutung, daß afrz. *bouge* zunächst als Bezeichnung der engen Schiffskojen von hansischen Seeleuten aus Nordfrankreich übernommen wurde, spricht erstens, daß *Buuzze* noch heute in der Fachsprache der Binnenschiffer auf der Elbe, Havel, Saale und dem Stecknitzkanal den 'vorderen unter Deck liegenden Wohnraum der Bootsleute' bezeichnet (im Gegensatz zur *Bude*

⁶⁸ HANS KUHN, *Knörinn*. Samtid og Saga, 5, Reykjavík 1950, 90.

⁶⁹ Ahd. Gl. 3, 163, 45: *paro*, *búzo*; 370, 26f.: *paro*, *buzo*; *miaparo* [lies: *myoparo*], *luzele buzo* (nach Isidor, *Etymologiae* 19, 1, 21).

⁷⁰ WNT 3, 1, 1764: *buis* III. — Vgl. KYLIAN: *Buyse*. Navis piscatoria: nauigium rotundum, aluo panda, obtusa prora, qua haleces capiuntur. — DU CANGE 1, 792: *bussa*.

⁷¹ J. HUBSCHMID, *Schlänche und Fässer*, Bern 1955, 47.

oder *Roof* auf dem Hinterschiff, die dem Schiffseigentümer oder Steuermann vorbehalten ist)⁷², zweitens daß die seefahrenden germanischen Nationen auch noch andere Bezeichnungen für 'Schiffswohnungen' aus romanischen Sprachen entlehnt haben, nämlich nl. *kajuit* 'Kajüte' (frz. *cabute*), älternl. *kampanje* 'Kajüte' (frz. *compagne* 'Raum des Proviantmeisters auf einer Galeere'), engl. *cabin* 'Kajüte' (frz. *cabane*), norw. *lugar* 'Vorderkajüte' (span. *lugar*), vor allem aber nl. *kombuis*, dt. *Kombüse* 'Schiffsküche', das etymologisch identisch ist mit dem nd.

Kabús(e), Kabúz(e)

In der speziellen Bedeutung 'Wandbett' kommt das Wort nur vereinzelt in Holstein, West- und Ostfalen, im Kreis Stargard (Ost-Mecklenburg) und Pommern vor, aber als Bezeichnung eines 'kleinen, dunklen Gemachs' oder 'schlechten Hauses' ist es von Luxemburg bis nach dem Baltikum und von Holstein bis Thüringen reich bezeugt⁷³. In der moderneren Form *Bär-Kambüse*, auch verkürzt zu *Büse* oder entstellt zu (*Ka*)*büser* begegnet es als Bezeichnung des 'Wandbetts' in Mecklenburg und auf Rügen⁷⁴. *Bär-Kambüse* enthält als Bestimmungswort wohl mecklenb.-vorpomm. *Berr* 'Bett', wurde aber vielleicht scherzhaft oder volksetymologisch zuweilen mit hd. *Bär* identifiziert. Darauf deutet jedenfalls *Bärhür* 'Bärenhäuter', eine scherzhafte Bezeichnung des Wandbetts, die PESSLER aus dem östlichen Teil der Insel Rügen verzeichnet, während (*Ka*)*büser* wahrscheinlich ein Kreuzungsprodukt aus (*Ka*)*büse* + *Butter* 'Wandbett' ist.

Kab(b)use, zuerst 1422 in der Bedeutung 'Schiffskabine' und 1424 als 'Speisekammer'⁷⁵ gebucht, enthält als zweite Silbe das eben bespro-

⁷² G. KETTMANN, *Die Sprache der Elbschiffer*. Halle 1959, 160: *Butze*.

⁷³ Lux. Wb. 2, 261: *Kabeis-chen*. — Rh. Wb. 43: *Kabause*. — SCHMOECKEL-BLESKEN 125: *kabuse* und *biuse*. — WOESTE-N. 117: *kabuse*, *kabúskien*. — BAUER-COLLITZ 56: *klaboüse*. — Nds. Wb. 1, 535 (unter *Ba*): *Karbuse*. — Nd. Jb. 81, 124: *Karbuse*, *Karbüßel*. — DAMKÖHLER 91: *kabúze*. — KÜCK 2, 96 (*Kebuch*): *Kebütz*. — TEUT 1, 309 (*Butz*): *Kabuuz*. — MENSING 3, 7: *Kabbuz*, Bed. 3, dazu Sp. 49: *Karbuus* und 356: *Kufús* (gekreuzt mit *Kunkelfuse*). — KNOOP 20: *Kabuske*. — HUPEL 102: *Kabúschén*. — KLEEMANN 9: *Kabúschén*. — HERTEL 128: *Kabuse*, *Kabúsgen*. — W. PESSLER, *Plattdeutscher Wortatlas* 53; auch Teuth. 1, 17. — WOSSIDLO-TEUCHERT 1, 251: *Alkaben*. 690: *Bedd*; 2, 155: *Büser*¹. — DÄHNERT 213: *Kabüse* f. „Ein kleiner abgetheilter Aufenthalt im Schiff. Eine Schlafstelle.“

⁷⁴ WOSSIDLO-TEUCHERT 2, 155; *Büser*.

⁷⁵ R. HILDEBRAND zitiert DWb. 5, 10 (*Kabuse*) aus einem Vokabular von 1424: *Spintrum, est reservaculum, ein spint, ein rait oder cabbuse*.

chene afrz. *bouge*, wie J. J. SALVERDA DE GRAVE schon 1903 erkannt hat⁷⁶. Da das altfranzösische palatale *g* in *Butze* stets durch einen *ts*-Laut (= afrz. *dz*), in *Kabus(s)e* dagegen, wie öfter in jüngeren frz. Lehnwörtern⁷⁷, meist durch ein *s* (= afrz. *z*) wiedergegeben wird und die alten Schreibungen nicht, wie in andern entsprechenden Fällen⁷⁸, zwischen beiden Möglichkeiten schwanken (die seltene Form *Kabuze* ist wohl durch Kreuzung aus *Kabuse* + *Butze* entstanden), müssen wir mit verschiedenen Entlehnungszeiten rechnen.

Vermutlich ist nd. *Kabuse*, das wegen seiner offenbar primären Bedeutung 'Schiffsküche, Vorratskammer' wohl von hansischen Seeleuten entlehnt worden ist, schon in Nord-Frankreich mit dem „Pejorativpräfix“⁷⁹ *ca-* versehen, so wie frz. *cabute* 'Kajüte' aus *ca-* (von *cabane, cabas, caverne, cavette*) + *hutte* 'Hütte' und frz. mda. (dep. Haute-Loire) *caboue* aus *ca* + afrz. *bove* 'Höhle'⁸⁰; denn es scheint früher entlehnt zu sein als die andern Wörter mit unbetonter Anfangsilbe *Ka-*, die als Vorbilder für die Umgestaltung innerhalb des Niederdeutschen in Frage kämen, nämlich nd. *Kafitte* 'elendes Zimmer, schlechte Hütte'⁸¹ aus mfrz. *cavette* 'Weinkeller'⁸², *Kabuff* 'enges, dumpfes Gemach oder Haus'⁸³ aus pikard. **cabofe* (zu pik. *bofe* '(Wein-)keller'⁸⁴ und *Kabácke, Kabache* 'elende Hütte, baufälliges Haus'⁸⁵, das

⁷⁶ J. J. SALVERDA DE GRAVE, *Sur un préfixe français*. Album Kern, Leiden 1903, 126.

⁷⁷ Vgl. nl. *boezeroen* „Arbeitskittel“ aus frz. *bourgeron*, fläm. *spinse* „Bündel abgeschnittener Zweige“ aus frz. *spincher* „Zweige abschneiden“, westfläm. *goeje* 'löffelartiger Hohlmeißel' (= nl. *guts*, nd. *Gudse* (Br. Wb.), rhein. *Gutsche*) aus frz. *gouge*. Westfläm. *mariaaizen* aus frz. *mariage* „Kartenspiel“, frühnhd. *losament* aus frz. *logement* u. a.

⁷⁸ Vgl. z. B. in mnl. und mnd. Texten die Schreibungen *baerdse, baertse, bargie, barse, barsse* für die aus afrz. *barge* entlehnte Schiffsbezeichnung *Barke*.

⁷⁹ FEW 16, 234a über *cabot* 'Stoß' zu fränk. *hottön*. — Die von NYROP, *Grammaire historique de la langue française*, Kopenhagen 1908, Bd. 3, Abschn. 526, vertretene These flämischen Ursprungs ist schon aus dialektgeographischen Gründen unhaltbar. ⁸⁰ FEW 1, 473: **bova* 'Höhle'.

⁸¹ WOESTE-N. 117: *kafitte, kafitke, kaficke*. — Rh. Wb. 4, 51: *Kaficke, Kafitte, Kafet*. — HERTEL 128: *Kaféde, Kafidchen*. — SCMHUERMANS 228: *kavikken, kavitje, kaveet*. — DE BO 441: *kavdet(e)*, 442: *kavtetje*.

⁸² FEW 2, 1, 559: *cavus*.

⁸³ Im Nd. und Nl. weit verbreitet, vgl. z. B. DOORNKAAT 2, 152: *kebuff*. — MENSING 3, 8: *Kabuff*. — TEUT 2, 311: *Kabuff* — Nd. Kbl. 33, 84 (Hamburg); 35, 14 (Westfalen). — WNT 7, 2, 5172: *kombof, kabof*.

⁸⁴ M. VALKHOFF, *Etude sur les mots français d'origine néerlandaise*. Diss. Amsterdam 1931, 84.

⁸⁵ Vgl. z. B. WOESTE-N. 117: *kabácke*. — SCHAMBACH 95: *kabache*. Weitere Belege DWb. 5,6: *Kabache*.

das Nd. doch wohl eher aus russ. *kabák* 'Kneipe' entlehnt hat als umgekehrt das Russische aus dem Niederdeutschen⁸⁶. Gegen Ende des 16. Jhs. ist nd. *kabüse* ins Niederländische entlehnt, dort zu *kombüse*, *kombuis* 'Schiffsküche' umgestaltet und in dieser Form als Fachwort der Seemannssprache in die meisten europäischen Sprachen übergegangen. Auch dem erwähnten pommerschen *Ka(m)büse* 'Alkoven' liegt nach Ausweis des -ü- (statt des nd. -ū-) die rückentlehnte niederländische Form des Seemannswortes zugrunde, ein weiterer Beweis übrigens, daß die Bezeichnungen der engen Schiffskojen immer wieder auf das genau so enge und abgeschlossene Bettgehäuse übertragen wurden.

Koje

Diese Bezeichnung für das 'wandfeste Schrankbett' begegnet fast ausschließlich an der Küste, vom Groningerland (TER LAAN 429) bis an die Westküste Schleswig-Holsteins, am lebendigsten noch im Lande Wursten. Schon im Bremischen des 18. Jhs., das *Butze* nur noch für ein 'altes baufälliges Haus, elende Hütte' kannte, bezeichnete man das Wandbett als *Koje* oder *Alkove*, zwei ähnlich klingende Wörter, die nicht nur das „Volk“, sondern auch der gelehrte Bearbeiter des *Bremisch-Niedersächsischen Wörterbuches* (1,836.211) für verwandt hielt, so daß leicht die mehrfach belegte Kreuzungsform *Alkoje* entstehen konnte. Die geographische Verbreitung des Synonyms *Koje* bestätigt RHAMMS Vermutung, daß es aus der holländisch-friesischen Seemannssprache, die das früh aus lat. *cavea* 'Verschlag' entlehnte und mit *Käfig* und *Kaue* etymologisch identische Wort bekanntlich für das 'Schiffsbett' kennt, „in den Küstengegenden der Nordsee hie und da auf den eigentlichen Bettschrank übertragen“ worden sei¹⁵³. Eine Parallele dazu ist übrigens auch russ. *kójka* 'Hängematte, Bett, Brett, Schlafbank', das gleichfalls aus nl. *kooi* entlehnt worden ist (VASMER 1, 592).

Butter

Dieses Synonym erscheint auf unserer westniederdeutschen Wortkarte nicht, weil es nur aus dem Mecklenburgischen bezeugt ist. Dort begegnet es als Reliktwort noch im Umkreis der Stadt Stargard als Enklave im *Butzen*-Gebiet⁸⁷. Die nördlich der Enklave vereinzelt

⁸⁶ Kluge¹⁵: *Kabacke*. — Lit. bei VASMER 1, 494.

⁸⁷ R. BLUME, *Wortgeographie des Landes Stargard*. Teuth. 9, 1933, 31.

nachgewiesene Bezeichnung *K(l)abutter* entstand durch Mischung von *K(l)abuse* oder *K(l)abuf* + *Butter*. Im Lande Stargard bedeuten *Butter* bzw. *Butzen* in ihrem jeweiligen Vertretungsgebiet 'kleiner Verschlag neben einem größeren Raum', 'erhöhter Schlafplatz in der Kammer für Kinder und Hofgänger', 'Verschlag unter der Treppe zur Lagerung von Brennmaterial', 'Treppenabsatz' und 'Rampe als Stehplatz der Häckselschneide'. Die im ostmecklenburgischen Kreise Güstrow für *Butter* bezeugte Bedeutung 'kleiner Anbau an der Kirche' und die im mittleren Mecklenburg gebuchte Redewendung *se wahren in 'n lütten Butter* 'sie wohnen in einer kleinen Stube'⁸⁸ lassen erkennen, daß die Bedeutung 'kleiner Verschlag neben einem größeren Raum' im Mecklenburgischen als die ursprünglichste zu gelten hat.

Das Wort ist in ähnlicher Bedeutung auch aus der deutschen Sprachinsel der Oberzips (Slovakei) bezeugt. Dort waren *Butren* gezimmerte Ställe oder Kästen, mit waagerechter Decke und Tür versehen, die in dem großen hallenartigen Zipser Langhaus aufgestellt wurden, um das Vieh während des Winters in dem zugigen Hallenhaus vor der starken Kälte zu schützen. Diese Kästen waren nicht fest mit der Halle verbunden, sie konnten vielmehr im Sommer wieder abgebaut und zerlegt werden⁸⁹.

Dies Wort dürfte wie engl. *buttery* 'Vorratsraum', me. *boterie* 'Vorratsraum für Wein' auf afrz. *boutre* 'Tonne, Korb' mlat. *butar*, *botaria* 'Faß' zurückgehn, dem ein von spätlat. *buttis* 'Faß' abgeleitetes *buttarium* 'Faß' zugrundeliegt, das nach Ausweis des ebenfalls daraus entlehnten altruss. *btarb* 'Faß' und der romanischen Weiterbildung **buttariko*, *-a* (woraus ae. *buteric*, ahd. *buterich* usw. 'Schlauch')⁹⁰, ehemals weit verbreitet gewesen sein muß. Da 'Gefäß'-Wörter bekanntlich oft zu Schiffsbenennungen werden, ist vermutlich auch nl. *botter* 'einmastiges Schiff mit rundem Bug und schmalem Steven'⁹¹ mit der 'Faß'-Bezeichnung identisch.

⁸⁸ WOSSIDLO-TEUCHERT 2, 171.

⁸⁹ FUCHS, *Das Bauernhaus in der oberen Zips*. Hannoverland. Monatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Literatur, hrsg. v. G. F. Konrich, Hannover, Jg. 1909, S. 15 ff.

⁹⁰ J. HUBSCHMID, *Schläuche und Fässer*, 44. 57 ff. — FEW 1, 662: *buttis*.

⁹¹ Genauere Beschreibung des jetzt vorwiegend auf der Südersee gebräuchlichen Schiffstypus bei J. VAN GINNEKEN, *Waterlandse Dialecten* 2, 371 ff. und G. BLY, *Verklarende vakwoordenlijst van de zee-visscherij*. Leuven 1931, 31.

Kasten, Kaas

Dies Synonym ist jetzt vor allem am Niederrhein, im angrenzenden westlichen Münsterland und in den östlichen Niederlanden⁹² bekannt, und zwar meist als Kompositum *Beddekasten*, *-kaas* oder *Kastenbedde*, *-bedstä*. Es dürfte aber im ausgehenden Mittelalter wahrscheinlich in einem größeren niederdeutschen Bereich üblich gewesen sein; darauf deutet die Entlehnung von mnd. *kas* 'oberes Bett einer Schlafkoje' in die mittelschwedische Mundart der Provinz Uppland⁹³ hin, vielleicht auch das um 1800 in Hamburg übliche *Kassen* 'Zimmer armer Leute'⁹⁴.

Kontinentalgerm. **kasto*, wie das etymologisch identische awn. *kepstr* und ae. *ceastel* 'Haufen' eine Ableitung von dem in ae. *ceas*, an. *kps* 'Haufen', vielleicht auch in got. *kas*, ahd. *kar* 'Gefäß', norw. *kejer* 'Gefäß, Fischzaun'⁹⁵ vorliegenden Stamm, bedeutete nach den ältesten Zeugnissen 'Einfassung (eines Edelsteins)', 'Flußdeich'⁹⁶, 'schroff abfallender Höhenrücken'⁹⁷. Das gemeinsame Element dieser sehr von einander abweichenden Bedeutungen muß demnach etwa 'erhöhter Rand' gewesen sein. Wenn nun das Wort im Althochdeutschen auch 'Dreschtenne'⁹⁸ bedeutet, so wird man annehmen dürfen, daß es in diesem Zusammenhang ursprünglich den erhöhten Rand, einen notwendigen und wichtigen Teil jeder Tenne, bezeichnet hat. Da der Dreschplatz in unsern Breiten meist überdacht und mit der Scheune verbunden war, verschob sich die Bedeutung von *kasto* weiterhin zu 'Kornspeicher'⁹⁹, 'Nebengebäude, angebauter Flügel eines Gebäu-

⁹² GALLÉE 3: *beddekaste*. — TER LAAN 108: *kastbedsteden* (in der Grundrißzeichnung eines groningischen Bauernhauses). Vgl. die Wortkarte oben S. 22.

⁹³ ERIKSSON 170. 176. 197.

⁹⁴ SCHÜTZE 2, 234: 'Die Hamb(urger) und Alt(onaer) geringen Leute nennen ihre kleinen Häuser, Bude, ja Säle *min Kassen*.'

⁹⁵ Die Bedeutungsentwicklung hätte eine gute Parallele in schweiz. *Bing* 'Karrenkasten', an. *bingr* 'abgeteilter Raum, Teil eines Zimmers, Bett', neunord. *bing(e)* '(Korn)kiste, Düngerraum' = nisl. *bingur* 'Haufen, Vorrat', shetländ. engl. *bing* 'Stapel, Haufen', *to bing* 'aufhäufen'.

⁹⁶ FEW 16, 301 **kasto*, Bed. III.

⁹⁷ F. KNÖPP, *Wert der Flurnamenkunde als Erkenntnisquelle für die Beschaffenheit der Altlandschaft*. Schriftenreihe der Naturschutzstelle Darmstadt, Bd. V, 1, 1959, S. 19. — Vgl. ferner DWb. 5, 268: *Kasten* Bed. 8 c.

⁹⁸ Ahd. Gl. 3, 2, 29 (Vocabularius Sti. Galli): *area, chasto*.

⁹⁹ Ahd. Gl. 3, 647, 51. — Die von GRAFF 4, 530 ebenfalls angeführte Bedeutung *cubiculum*, d. h. 'Schlafzimmer', beruht auf einem Irrtum; denn die Glosse *chaste* bezieht sich auf lat. *tisanarium*, also 'Kornspeicher' (Ahd. Gl. 3, 629, 26.) — Vgl.

des'¹⁰⁰, anderseits zu 'Garbenhauen', wovon dann wieder das Verb *kasteln* 'ordentlich aufschichten'¹⁰¹ abgeleitet wurde.

Aus ahd. *kaste* 'Kornhaus' muß sich die Bedeutung 'einzelnes Gemach eines Hauses oder ein besonderes Gebäude zur Aufbewahrung von Waren oder Vorräten, Magazin' entwickelt haben, die seit etwa 1140 in Köln bezeugt ist¹⁰². Solche *casten*, die gewiß oftmals bloße Abschlüge oder kleine Anbauten gewesen sein dürften, werden im Kölner Raum die Grundlage der Bedeutungen 'Schrank' und 'Alkoven' gebildet haben, indem sich später, seit dem 15. Jh. belegbar¹⁰³, der Sinn des niederrhein. *Kasten* von 'Vorratsraum' zu 'Schrank' verschob, ähnlich wie bei *Spind*¹⁰⁴, *Gadem*, *Kemmenate* und *Kammer* in manchen deutschen und niederländischen Mundarten¹⁰⁵. Die Bedeu-

ferner ebd. Z. 48: *granarium, chornbaste*. — Diese Bedeutung ist übrigens erhalten in dem märkisch-rheinischen *Hawerkasten* 'kleiner Speicher zur Aufbewahrung des Hafers.'

¹⁰⁰ FEW 16, 301.

¹⁰¹ DWb. 5, 268: *Kasten*, Bed. 8b und Rh.Wb. 4, 250: *Kasten*.

¹⁰² Die Richtigkeit dieser Bedeutungsangabe in JOHANNES FRANCK'S Glossar zu den *Kölner Schreinsurkunden des 12. Jahrhunderts*, hrsg. von ROBERT HOENIGER, Bd. 2, 2, 1894, 310, hat HERMANN KEUSSEN, *Topographie der Stadt Köln im Mittelalter*, Bd. 1, 1910, 115*, Anm. 14, zu Unrecht angezweifelt. Denn jene *casten* können unmöglich Mobilien gewesen sein, wie KEUSSEN anzunehmen scheint, weil sie ja Gegenstand des Schreinsverkehrs waren. Außerdem lassen die Urkunden selbst keinen Zweifel daran, daß der oder die *caste* ein Raum eines Gebäudes war, vgl. HOENIGER, *Schreinsurkunden* 1,20 (ca. 1135—42): „Herimannus (cum barba) et uxor sua Imma emerunt cameram quandam que teutonice vocatur *caste* [verbessert aus *casta*] erga Karolum. . .“ und die Überschrift 2, 1, 274: „Similiter in littore Reni domicilia que *casten* dicuntur“ (ca. 1180—1200). Diese Stellen widerlegen auch die von A. WREDE, *Neuer Kölnischer Sprachschatz* 2, 1958, 23 (unter *Käster*) geäußerte Auffassung, daß es sich um Kasten, d. h. Kisten handle, in denen die Händler Waren feilhielten oder auf denen sie diese zum Verkauf auslegten. Da die *casten* deutlich von *gaddemen* (tabernae), den eigentlichen Verkaufsräumen, unterschieden werden (HOENIGER 1, 115*), kann es sich nur um Magazine oder kleine Warenlager gehandelt haben.

¹⁰³ Teuthonista 172: *cast, schaeap, spynde caps, promptuarium* usf.

¹⁰⁴ Daß das aus lat. *dispendere* 'austeilen' entstandene mnl. Klosterwort *spende|spinde* zunächst nicht '(Vorrats)schrank', sondern eine 'etwas vertiefte, kühle Speise- und Vorratskammer' bezeichnete, zeigen nicht nur die Belege bei VERDAM 7, 1700, sondern auch die heutigen brabantischen Mundarten (vgl. Eigen Schoon en De Brabander 35, 1952, 124. 191. 329. Ebenso bedeuten das nahverwandte schweizerische *Spens*, mittelengl. *spence*, ital. *dispensa* und span. port. *dispensa* nur 'Speise- oder Vorratskammer'.

¹⁰⁵ DWb. 5, 109: *Kammer*. — Nach J. VAN GINNEKEN, *Drie Waterlandse Dialecten* XX und § 8 bedeutet *kamer* auf Marken 'Prunkbett', in Volendam 'provisiekast', d. h. 'Speisekammer oder -schrank'.

tung 'Schrank', die *Kasten* nur in den rheinischen Mundarten nördlich Aachen—Köln hat¹⁰⁶, wird sich also kaum aus der südlich davon gebräuchlichen Bedeutung 'Kiste, Truhe' entwickelt haben, wie man gemeint hat¹⁰⁷, sondern letztere dürfte eher unter dem Einfluß des scheinbar ablautenden, tatsächlich aber unverwandten Lehnworts *Kiste* (aus lat. *cista*) entstanden sein. Außerdem könnte das aus dem Afrz. entlehnte *casse*, *case* f. (auf lat. *capsa* 'Reliquienschrein' zurückgehend), das sich im Rheinischen lautlich und semantisch mit *Kasten* gekreuzt hat¹⁰⁸, auch dessen Bedeutungsentwicklung zu 'Schrankbett' beeinflußt haben. Denn während die Bedeutungsentwicklung von *Kasten* zu immer kleineren Räumen und Behältnissen tendierte, so umgekehrt die von *capsa/casse* zu immer größeren. Im Kölnischen ist *Kaaf* f. 'Schaukasten eines Ladenfensters'¹⁰⁹; mnl. *casse* bedeutet u. a. 'Aufbewahrungsraum für Fische' und 'Gefängnis' und das direkt aus lat. *capsa* 'Reliquienkästchen' entlehnte elsässische *Kafzen* hat gar über 'Tabernakel um einen Sarkophag' die Bedeutung 'kleiner Verschlag in der Scheune für die Spreu' erreicht¹¹⁰, bedeutungsgeschichtlich etwa vergleichbar mit nd. *Sibörken* 'kleines abgelegenes Zimmer' aus lat. *ciborium* 'Tabernakel', 'Hostienschrein'¹¹¹.

Wie dem auch sei, die Bedeutungsgeographie von *Kasten* in den Rheinlanden spricht jedenfalls dafür, daß das Niederrheinische, gegenwärtig noch das Hauptverbreitungsgebiet dieses Synonyms, auch das eigentliche Entstehungs- und Ausstrahlungsgebiet der Bedeutung 'Schrank- oder Wandbett' gewesen ist; denn sie setzt notwendig die semantische Vorstufe 'Kämmerchen, Verschlag' oder 'Schrank' voraus.

Eine bedeutungsgeschichtliche Parallele zu *Kastenbedde* und *Beddekasten* bilden die *Composita*

¹⁰⁶ Rh. Wb. 7, 858: Wortkarte *Schaff* 'Schrank'.

¹⁰⁷ J. MÜLLER im Rh. Wb. 4, 248, 61 f.

¹⁰⁸ Aus altrhein. *kaste* m. + *kässe* f. (mfrz. *caisse*) entstanden die rhein. Mundartformen *Käst* f., *Kasten* f. und *Käß* f. Die semantische Kreuzung beider Wörter wird sichtbar im Teuthonista 172: *corbona eyn heiligen* (d. i. 'Reliquienschrein') *of cast umb offerhande dair in to werpen*.

¹⁰⁹ WREDE 2, 1: *Kaaf*.

¹¹⁰ MARTIN-LIENHART 1, 427: *Kafzen*.

¹¹¹ Br. Wb. 4, 781: *Sibörken*. — RICHEY 349: *Zibürken* (Kreuzung mit *Bur* 'Gehäuse'; vgl. *Kabüer* 'Käfig' aus *Kabuse* + *Bur*: W. HENZEN, *Deutsche Wortbildung*. 1947, 258). — ODS 9, 1055: *kabork* (Kreuzung mit *kahys* 'Kombüse'). — Weitere Belege DWb. 15, 877: *Ziborie*.

Schapp(b)ett und *Beddschapp*

Sie begegnen verstreut im ganzen westniederdeutschen Raum. Das ehemals allen kontinentalgermanischen Mundarten geläufige *scap* bedeutete im Altsächsischen noch 'Kufe, Bottich'. Daraus hat sich im Mittelalter die Bedeutung 'Schrank' entwickelt, die *Schapp* bzw. *Schaff* heute noch in den meisten niederdeutschen und vielen hochdeutschen Mundarten hat. *Schapp(b)ett* bezeichnet den Alkoven also wiederum als 'Schrankbett'. Die dänische Lehnübersetzung *skabseng*¹¹² läßt vermuten, daß das nd. Kompositum am Ausgang des Mittelalters auch im angrenzenden Schleswig-Holstein recht geläufig war. Der älteste mir bekannte Beleg für *Schappbettenstedte* stammt aus einem Husumer Inventar von 1587 (MENSING 3, 998). Die gleichbedeutende Zusammensetzung *Beddschapp* ist im 17. Jh. aus den hamburgischen Vierlanden bezeugt¹¹³, begegnet aber in den heutigen Mundarten seltener.

Auf die Abgeschlossenheit des in die Wand eingebauten Alkovens beziehen sich auch die folgenden Synonyme:

Beddewinkel

Das Wort hat im Niederdeutschen vielfach nicht die Bedeutung „Winkel des Zimmers, in dem das Bett gestellt wird“, die JACOB GRIMM für das hochdeutsche Kompositum mit Recht ansetzte¹¹⁴, sondern „Wandnische, in der das Bett steht“¹¹⁵. Die Bedeutungsentwicklung ist begreiflich: aus dem zweiseitig schließenden Winkel konnte sich über die Vorstellung eines 'geschützten, stillen Ortes' leicht die Bedeutung 'Nische' (wie z. B. in engl. *nook* 'Ecke, Ecksitz, Nische') oder 'kleiner abgeschlossener Raum' (wie in mnd. *hoek* und *winkel* 'Laden') entwickeln. *Beddewinkel* als Bezeichnung des eingemischten Schrankbettes scheint im Ostniederdeutschen ziemlich verbreitet zu sein. Aus der Altmark, wo es im vorigen Jahrhundert als hochsprachliches Wort empfunden wurde¹¹⁶, ist es offensichtlich, wie so viele andere Wörter¹¹⁷ in den ostfälischen Raum Helmstedt—Öbisfelde vorgestoßen.

¹¹² ODS 19, 127: *Skab-seng*.

¹¹³ Hbg. Wb. 1, 300. — LASCH-BORCHLING 1, 157: *beddeschap*.

¹¹⁴ DWb. 1, 1740: *Bettwinkel*.

¹¹⁵ WOSSIDLO-TEUCHERT 1, 697.

¹¹⁶ DANNEIL 30 erklärt das nd. *Butz* durch „Bettwinkel des Hausherrn“.

¹¹⁷ K. BISCHOFF, *Sprachliche Beziehungen zwischen niederdeutschem Altland und Neuland im Bereich der mittleren Elbe*. Berlin 1958, 38f.

Bucht

Die Bezeichnung des Wandbetts als *Bucht* oder *Buchtbedde* begegnet vorzugsweise im südöstlichen Westfalen, war früher aber auch östlich des Solling gebräuchlich¹¹⁸. *Bucht* bezeichnet im Niederdeutschen und Niederländischen Abschlüge für verschiedene Zwecke. In Schleswig-Holstein ist es eine 'Ecke einer Viehweide' oder 'ein abgezäunter Platz auf der Weide, in den das Vieh nachts hineingetrieben wird', auch ein 'abgetrennter Stallraum für Kälber, Schafe und Fohlen' und schließlich eine 'Nische für Wandbettstellen'. Ähnlich versteht man im Lande Hadeln, in der Lüneburger Heide und im nördlichen Harzgebiet darunter einen 'eingezäunten Platz als Viehauslauf, einen abgeteilten Raum im Hause, in der Scheune usw.'¹¹⁹. In NO-Westfalen hat sich die Bedeutung von 'Abschlag' verschoben zu 'Raum zur Aufbewahrung von Heu, Stroh, Getreide im unteren Stockwerk' oder 'kleine Hütte'¹²⁰, während die Altmark, Brandenburg, Mecklenburg, Vorpommern, Ostpreußen, weithin auch im Ostmitteldeutschen *Bucht* vorzugsweise in den Bedeutungen 'eingehogter Raum auf der Weide oder im Stall' bewahrt haben. Entsprechend bedeutet nl. *bocht* 'Schaf-, Melkpferch, Abschlag in oder hinter dem Stall oder der Scheune'. Aus der Tatsache, daß *Bucht* in ostniederdeutschen Mundarten besonders kräftig lebt, braucht man nicht mit TEUCHERT¹²¹ zu schließen, daß es sich um ein niederländisches Siedlerwort handelt. Dagegen spricht nämlich seine weite Verbreitung im niederdeutschen Stammesgebiet; es ist allerdings möglich, daß das gleichbedeutende *bocht* der niederländischen Siedler die Lebenskraft des heimischen niederdeutschen Wortes im Osten verstärkt hat. Aus dem Genusunterschied zwischen dem Antwerpischen *bocht* f. 'Biegung' und *bocht* m. 'Pferch' hat TEUCHERT auf eine verschiedene Bildung geschlossen: letzteres sei aus **gebocht* 'gebogene, geflochtene Zweige' entstanden. Ich halte es für wahrscheinlicher, daß der Genusunterschied in den Antwerpener Mundarten sekundär ist; denn erstens ist *biegen* in keiner germanischen Sprache oder Mundart in der Bedeutung 'flechten' bezeugt (auch in

¹¹⁸ G. SCHAMBACH: „Ist etwa neben der Stube keine Kammer, so ist dafür im Hintergrund der Stube eine Art von Alkoven (*de bucht*) und die beiden Eheleute schlafen dann „in der bucht“. Zitiert bei Landau (vgl. Anm. 123), S. 12.

¹¹⁹ MENSING 1, 558f. — TEUT 1, 292. — KÜCK 1, 249. — Nds. Wb. 1, 128: *afbuchten*. — DAMKÖHLER 34.

¹²⁰ Die deutschen Mundarten, hrsg. v. FROMMANN, 6, 55. — FREDERKING 19.

¹²¹ TEUCHERT, *Sprachreste* 273ff.

Gebück 'Verhau' handelt es sich nur um das Niederbiegen eingeschnittener Zweige), zweitens läßt sich die Bedeutungsentwicklung von 'Biegung' zu 'Pferch, Abschlag' durch Parallelen stützen. Ich nenne außer dem eben erwähnten *Winkel* etwa norw. *krik*, f. 'Winkel, Ecke, kleine Einhegung, Pferch (*kalvkrik*)'¹²². Man braucht also an der etymologischen Identität unseres Wortes mit dem von *biegen* abgeleiteten *Bucht* 'Meerbusen' und dem entsprechenden ae. *byht*, ne. *bight* 'Biegung, Ecke, Winkel, Bucht' und an. *bót* 'kleiner Meerbusen' (aus **bubtō*) nicht zu zweifeln. Die Bedeutungsentwicklung von 'Abschlag' zu 'abgeschlossener Bettstatt' ist leicht begreiflich.

Bungen

Die Bezeichnung *Bungen* f. wurde von den Ausfüllern unserer Fragebogen für das 'schrankartige Wandbett' nur einmal zuverlässig aus Verl, Krs. Wiedenbrück, gemeldet. Das Westfälische Wörterbuch-Archiv besitzt zwei weitere Belege aus Hanstein bei Brilon, wo *Bunge* eine 'Schlafstelle unter der Treppe' bezeichnet, und aus Lengerich, Krs. Tecklenburg, für einen 'Bretterschlag über dem Kellerausgang'. Das Wort muß aber im 19. Jh. noch weiter verbreitet gewesen sein; jedenfalls wird 1859 gewiß zuverlässig berichtet, im Sauerland habe das Schrankbett *Bunge* geheißen¹²³. Das Wort bezeichnet in westfälischen Mundarten auch einen 'unter der Kellerdecke aufgehängten Lattenkasten mit Draht- oder Leinwandwänden' oder ein 'Fischnetz', im 17. Jh. als (*hangende*) *essenbunge* auch einen 'Kasten zur Aufbewahrung von Speisen in Küche oder Keller'. Bedeutungsmäßig steht nahe das schweiz. *Bing* 'Wagenkasten', an. *bingr* 'abgetrennter Teil eines Zimmers, Verschlag, Bett', norw. schwed. *binge* 'Kornkasten, Düngerraum', daraus engl. *bing* 'Behälter für Korn, Wein, Futter'. Aus 'Behältnis' hat sich in nisl. *bingur* die Bedeutung 'Haufe, Vorrat' entwickelt. Semantisch ferner stehen ahd. *bungo* 'Knolle', nhd. *Bachbunge* 'dickblättriger Ehrenpreis'(?), mhd. mnd. *bunge* 'Pauke', lit. *bunze* 'Knopf, Knauf, Keule' und das ablautende engl. ma. *bangle*, mhd. *bengel* 'Knotenstock'. Da in ein und derselben Wortsippe öfter die Bedeutungen 'Aststumpf, Knorren, Knoten, Auswuchs, Verdickung' und

¹²² Ross 429.

¹²³ G. LANDAU, *Zweite Ausführung über den nationalen Hausbau*. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 7, 1859, September-Beilage S. 14.

‘Zweig’ nebeneinander stehen¹²⁴, könnten sich auch aus dem ablautenden germ. Stamm *bing-* beide Bedeutungsgruppen entfaltet haben. Stellt man die Sippe zu an. *banga* ‘schlagen’, so wäre die Bedeutungsspaltung der abgeleiteten Substantive in ‘(abgeschlagene Flecht)gerte’ und ‘Aststumpf, Knorren, Knolle’ leicht begreiflich. Die westfäl. Bedeutung ‘Kasten, Abschlag, Schlafstätte’ dürfte sich parallel zu der altnordischen aus ‘Flechtwerk’ entwickelt haben.

Die Vorstellung der Abgeschlossenheit ist auch das Benennungsmotiv des nordfriesischen Synonyms

Lukebedd

Es handelt sich offensichtlich um eine Nachprägung des dänischen *lukket seng* ‘abgeschlossenes Bett’. Das Bestimmungswort in *Luk(en)bedd* ist das nordfries. *Luk|Lük* ‘Luke, Lade, Klappe’. Eine semantisch genau entsprechende Bezeichnung ist das vorwiegend in Angeln übliche

Schottbettstä

Das erste Element bezeichnet im Nd. gewöhnlich eine Trennwand, aber auch einen Schieber am Hühner- und Taubenschlag oder das herausnehmbare trapezförmige Abschlußbrett des Ackerwagens. An den Wandbettstellen ist *Schott* die ‘Schiebetür’. Diese besonders aus der Seemannssprache bekannte Bedeutung und überhaupt die Verwendung von Schiebetüren statt der sonst im Bauernhaus üblichen Klapptüren deutet, wie erwähnt, auf einen Einfluß der Schiffskojen auf die Ausbildung des Schrankbetts im niederdeutschen Bürger- und Bauernhaus hin.

Die Tür bildete auch das Benennungsmotiv in der westfälischen Bezeichnung

(Bedde)lett

Sie wurde von den Ausfüllern unserer Fragebogen neben *(Bätt)luin* und *Bettlui* mehrfach aus dem Raum Bünde—Versmold—Bielefeld

¹²⁴ So gehört z. B. *Knüttel* zu *Knoten*; *Knüppel* zu *Knuppen* ‘Knauf’. Frz. *branche* ‘Zweig’ bedeutet dial. auch ‘Baumstumpf, Knoten’, (FEW 1, 496f.). Neben dt. *Ast* ‘Zweig’ steht nl. *oest* ‘Knorren, Knast’. Schwed. *kvist* bedeutet ‘Zweig’ und ‘Knast’, Norw. *gande* ‘herausgewachsener erhöhter Rand um eine verletzte Stelle am Baum’, gehört zu norw. *gand* ‘angespitzter Stock’. Letztere sind Ableitungen von der Wurzel *gwan* ‘schlagen’.

gemeldet. Die Form *Lui(n)*, die nur in den Sonder- und Mehrfachmeldungen zu unserer Wortkarte erscheint, ist in diesen westfälischen Mundarten der lautgesetzlich entwickelte Plural von *Lid* 'Deckel, Laden, Lid'. Die lautliche Entwicklung verlief von *Liade* über *Lie* zu *Lmie*. Da die Schrankbetten in der Regel zwei Türen hatten, ist der Plural verständlich. Im Westfälischen Wörterbuch-Archiv ist der Singular *Beddeled* auch belegt in der Bedeutung 'Öffnung in der Wand zwischen Wohnstube und Schlafkammer, durch die man in das Bett stieg'. Die Bedeutungsentwicklung 'Verschluß' zu 'Öffnung' ist nicht selten; vgl. etwa *Loch* (zu engl. *to lock* 'verschließen') und *Sperre*.

Gardinenbettstelle

Gardinebiäd, *Verhangsbette* oder *Himmelspunnige* konnte das Schrankbett dort genannt werden, wo es auf der Vorderseite durch Vorhänge abgeschlossen wurde oder nach Art der alten Himmelbetten ringsum davon umkleidet wurde.

Dat inmaakte Bedd

ist eine in West-Holstein häufig vorkommende Bezeichnung des 'Alkovens', die sich wie die Synonyme *dat inbude*, *indischt* oder *inmuurte Bedd*, *Wandbedd* und *Wochbaad* auf den Einbau des Bettgehäuses in die Wand bezieht. In nordfries. *Woch*, das dem ae. *wäg* und as. *wëg* entspricht, ist eine alte germanische Bezeichnung der 'geflochtenen und geklebten Wand' erhalten¹²⁵.

Zise

W. PESSLER belegt es in seinem *Plattdeutschen Wort-Atlas* aus Hünsborn, Krs. Olpe, dazu die Variante *Zeejde* aus Saalhausen, Amt Kirchhundem, und Schmallenberg, Krs. Meschede. Letztere Form, die weder von den Beantwortern unseres Fragebogens noch durch die Sammlungen des Westfälischen Wörterbuch-Archivs bestätigt werden konnte, ist wohl als eine entstellte Variante zu werten. Ihr Stammvokal geht auf altes *i* zurück, aber das *-d-* ist nicht leicht zu erklären. Auszugehen ist jedenfalls von der Hauptform *Zise*, die aus dem westlichen Teil des Kreises Olpe gut bezeugt ist¹²⁶. Es handelt sich um die alte

¹²⁵ J. TRIER, *Lehm. Etymologien zum Fachwerk* (1951), 51.

¹²⁶ JOHANNES SCHMELZER, *Unterschiede zwischen dem süderländischen und siegerländischen Wortschatze*. Diss. Münster 1906, 9: „*Tisiz*, f., hieß in alten Häusern ein unter der Treppe hergestellter kleiner Raum, der als Schlafstätte diente.“ — JOSEF ARENS, *Der Vokalismus der Mundarten im Kreise Olpe unter Zugrundelegung*

mundartliche Form des früher so wichtigen Wortes *Akzise* 'Steuer'. Unter *Zise* verstand man aber nicht nur die eigentliche Abgabe, sondern auch die darauf ausgestellte Quittung und vor allem die Akzise-Kammer, in der die Abgaben entrichtet werden mußten. Diese gewiß oft kleinen Räume waren an den Hebungsterminen oftmals von den Pflichtigen überfüllt, so daß im Bremischen des 18. Jahrhunderts ein 'Menschengedränge' umschrieben werden konnte durch die Redensart *'t is hier, as wenn 't up der Ziese is'*¹²⁷. Das Schrankbett wurde also offenbar wegen seiner Enge mit der *Ziese-bude* oder dem *Ziesekasten*, wie es anderwärts hieß, verglichen.

Alkoven

Das arabische *al-qubba* 'Zelt, Gewölbe, kleines Gemach' wurde als *alcoba* 'kleiner Nebenraum zum Schlafen' ins Spanische entlehnt und um 1700 über frz. *alcôve* dem Deutschen, Niederländischen und Nordischen vermittelt. Als Bezeichnung eines durch Türen oder Vorhänge von einem größeren Zimmer abschließbaren Wandbetts muß das Fremdwort verhältnismäßig schnell aus städtischen in bäuerliche Kreise gedrungen sein. Aus dem Mecklenburgischen, wo das an *Kaben* 'Verschlag, Stall' angegliche *Alkaben* noch die verbreitetste Form ist, scheint es sich, wie in der Neuzeit so manche andere Wörter, ins Ost-Holsteinische verbreitet zu haben. Auch an der deutschen Nordseeküste, vor allem in Nord-Oldenburg, hat das moderne städtische Fremdwort weitgehend die altertümlichen und bäuerlichen Bezeichnungen des Wandbetts verdrängt. Wenn z. B. aus Cadenberge (Kehdingen) ausdrücklich bezeugt ist, daß *Butz* auf der Geest, *Alkoben* in der Elbmarsch üblich sei¹²⁸, so erkennt man daran deutlich das sprachsoziologische Gefälle; denn die wohlhabenden, der städtischen Kultur stets aufgeschlossenen Marschbauern haben in diesem Fall das neue Wort der bürgerlichen Oberschicht schon übernommen, während die ärmere und altmodischere Geestbevölkerung noch an der alten Bezeichnung festhält. In der Lüneburger Heide und im Lübeckischen verstand man stellenweise unter *Alkawen*, *Alkoven* eine leicht moderni-

der Mundart von Elspe. Diss. Münster 1908, § 56: „*tsix* . . . östlich der Linie 7 herrscht als Synonym *fuenes*.“ Ebenfalls § 67a.

¹²⁷ Br. Wb. 5, 315. — DWb. 15, 1231.

¹²⁸ PESSLER, *Plattdeutscher Wort-Atlas* 52.

sierte Form der *Butze* bzw. *Kuus*, bei der die alten Schiebetüren durch Klapptüren, die bis auf den Fußboden reichten, ersetzt waren¹²⁹.

Das Fremdwort wurde in den niederdeutschen Mundarten mehrfach volksetymologisch umgestaltet, indem man es mit lautlich anklingendem heimischen Wortgut in Verbindung brachte. Schon 1746 ist aus Mecklenburg die Form *Kablafen* belegt, ein interessantes Zeugnis für die Interpretation des Wortes als *Alk-oven*, die noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts aus der Gegend von Neu-Brandenburg-Neustrelitz bezeugt ist. Häufiger aber trennten die Mundartsprecher das Wort in *Al-koven* und deuteten den zweiten Bestandteil entweder, wie erwähnt, als *Kaben* 'Verschlag, Stall' oder als *Kumm* 'große Holzlade, Behälter für Pferdefutter' bzw. *Kaomer* 'Kammer', so daß die Mundartformen *Alkaben*, *Alkumm* und *Alkaomer* entstanden¹³⁰. Im Hamburgischen, Schleswig-Holsteinischen und anderwärts bildete man mehrfach durch Interpretation des zweiten Elements als *Koje* 'Schiffskabine' die Form *Alkooi*¹³¹. Die öfter in Schleswig-Holstein, aber auch anderswo begegnende völlige volksetymologische Umdeutung zu *Kowen/Koben* 'Stall'¹³² und die um 1800 aus Holstein bezeugte Aussprache *Kuwe*¹³³ sind durch Schwund der ersten Silbe entstanden, der noch die ursprüngliche französische Betonung *Alkôve* voraussetzt. *Arko* ist eine neugebildete Singularform zu dem als Plural empfundenen *Alkoom*; zur Entwicklung von *lk* zu *rk* vgl. Anm. 28.

Während die bisher besprochenen Synonyme das eingebaute Bett nach seiner kohen- oder schrankartigen Abgeschlossenheit bezeichnen, werden wir jetzt eine andere Gruppe kennen lernen, die durch Bedeu-

¹²⁹ E. KÜCK, *Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide*. 1906, 204. — Ähnlich auch gelegentlich in Hamburg, vgl. Hbg.Wb. 1,86: *Alkoven*. — K. RHAMM, *Zeitliche Bauernhöfe in germanisch-slavischem Waldgebiet* (1908), 93.

¹³⁰ WOSSIDLO-TEUCHERT 1, 252: *Alkaben*. — *Alkomer* belegt PESSLER a. a. O. aus dem Kreise Ülzen.

¹³¹ Hbg. Wb. 1, 86. — MENSING 1, 101: *Alkoven*. — Vgl. oben S. 40.

¹³² Sie wurde früh ins Dänische und Schwedische entlehnt, vgl. ODS 11, 127: I *Kove*, Bed. 1 (belegt vor 1719). — ERIKSSON 190, wo aber die Erklärung als Erbwort nicht überzeugt.

¹³³ SCHÜTZE 2, 370: *Kuwe*. — Das *ü* beruht wohl auf dem bei Schütze bezeugten volksetymologischen Anschluß an *kuvern* 'kränkeln', d. h. 'zu Bett liegen', das seinerseits durch Rückbildung aus mnd. *vorhöveren*, älternl. *verkoeveren* 'zu Kräften kommen, genesen' und Kreuzung mit *kuren* 'kränkeln' (MENSING 3, 370) gewonnen wurde.

tungsspezialisierung von Bezeichnungen für 'Schlafzimmer', 'Bett' und 'Matratze' entstanden sind.

Übers ganze ostfälische Mundartgebiet verstreut, begegnet für 'Alkoven' die Benennung

Dönz

Das aus dem Slavischen ins Bayrisch-Österreichische entlehnte mhd. *türnitzze* war ein 'heizbarer Raum'¹³⁴, und zwar zunächst als „kleinerer Einzelbau in städtischen Adels- und Patrizierhöfen, daneben und später überhaupt in das Haupthaus einbezogen“¹³⁵. Als Errungenschaft der Oberschicht wanderten Wort und Sache vom deutschen Südosten in die norddeutschen Städte östlich der Weser und von dort schließlich in die Dörfer dieses Gebiets, wo *Dö(r)ns(e)* zur Bezeichnung der 'heizbaren Stube' des niederdeutschen Bauernhauses wurde. In dieser Bedeutung wird es von fast allen Mundartwörterbüchern als absterbendes Wort gebucht. In dieser Stube, die zunächst im wesentlichen als Schlafzimmer genutzt wurde, pflegte das Wandbett für das bäuerliche Ehepaar eingebaut zu sein, so daß 'Wandbett' und 'Döns' im Bewußtsein der Bewohner nah verwandte Begriffe wurden und *Döns* sogar die Bedeutung 'Wandbett' annehmen konnte. Dies muß nach Ausweis schwedischer Mundarten schon im ausgehenden Mittelalter geschehen sein, denn in den nordschwedischen Provinzen Ängermanland, Västerbotten und Lappland lebt das aus dem Niederdeutschen entlehnte *dums* nur in der Bedeutung 'oberer Schlafplatz eines zweigeschossigen Wandbetts', die sich dort aus der weiteren Bedeutung 'Wandbett' des niederdeutschen Wortes entwickelt hat¹³⁶. Wir müssen die modernen ostfälischen Belege mithin als Relikte einer früher weiter verbreiteten Bedeutungsspezialisierung betrachten.

Während hier also die Größe der *Döns* von der '(Schlaf)stube' zum 'Wandbett' reduziert wurde, beobachten wir umgekehrt eine räumliche Erweiterung bei der Bedeutungsentwicklung des Synonyms

¹³⁴ In Regensburger Glossen des 11./12. Jhs. steht *caumata turniza* zwischen *foranax ouan* und *cauma wirma* (Ahd. Gl. 3, 631, 29). Hier muß *caumata* etwa 'heizbares Gemach' bedeuten. Aus Vocabularien des 15. Jhs. zitiert SCHMELLER-FR. 1, 543; *estuarium durnitz oder padstuben* u. ä.

¹³⁵ LASCH-BORCHLING, Berichtigung zu Lieferung 4, S. 456: *dörnse*.

¹³⁶ ERIKSSON 205 mit Wortkarte VI.

Kuu(t)s

Zugrunde liegt afrz. *couche*, das eine Art 'Liege' bezeichnete. Im Alt- und Mittelfranzösischen unterschied man zwischen *lit* 'Bett' und *couche*; „letzteres scheint ein einfaches, aber breites Ruhebett für den Taggebrauch gewesen zu sein“¹³⁷. Entsprechend bedeutet altkölnisch *Kuytz*, *Koitz*, *Kutze* im ausgehenden Mittelalter eine „Art Ruhebett, das in der Wohnstube steht, ein Vorläufer unserer Chaiselongue“, oberdt. *Gutsche*, *Gautsche* (seit dem 15. Jh.) eine 'Liegebank am Ofen' und mnl. *coetse* 'Ruhebett, Kanapee', dann auch die 'hölzerne Bettstelle', worin das Bettzeug liegt. In letzterer Bedeutung ist es durch niederländische Vermittlung in Norddeutschland bekannt geworden¹³⁸ und hat sich dann in einem großen westmecklenburgisch-südholsteinischen Raum, vereinzelt auch in Ostfriesland und im Siegerland¹³⁹, wie das Kompositum *bed(de)koets* in manchen belgisch-südniederländischen Mundarten, zu der Bedeutung 'eingebautes Wandbett' verengt. Es lautet im Mecklenburgischen meist *Kuus* oder verdeutlicht *Kuus-Bedstä*¹⁴⁰, um Rostock umgedeutet zu *Kluus*¹⁴¹. Im Holsteinischen heißt es *Kuus*, *Kuuts*, *Kuus**sch*, *Kuuts**sch*, teilweise zusammengesetzt mit *-Bedd(stell)*, auch vielfach volksetymologisch umgedeutet zu *Kuups*, *Kupps* 'großer Behälter (z. B. für Kartoffeln)'¹⁴² oder *Kuts**sch* 'Kutschwagen'.

Die Tatsache, daß *Kuu(t)s* nicht wie so manche andere niederdeutsche Synonyme ins Dänische und Schwedische entlehnt worden ist, scheint darauf hinzudeuten, daß diese Bezeichnung verhältnismäßig spät, d. h. in nachmittelalterlicher Zeit, im Niederdeutschen Geltung gewonnen hat.

Beddstä

Als sich im niederländischen Raum das seit dem 16. Jh. als *ledekant* (frz. *lit de camp*) bezeichnete, also offensichtlich aus Frankreich übernommene bewegliche, zusammenlegbare Bettgestell durchzusetzen

¹³⁷ FEW 2, 2, 910: *collocare*, Anm. 6.

¹³⁸ SCHILLER-LÜBBEN 6, 193 belegen u. a. *die Flamische kutze* (1538).

¹³⁹ DOORNKAAT 2, 418: *kütse*. — Rh.Wb. 4, 347: *Kautsche*.

¹⁴⁰ PESSLER a. a. O. 53.

¹⁴¹ WOSSIDLO-TEUCHERT 1, 252: *Alkaben*. — Vielleicht ist *Klus*' aus *Kalus*' entstanden, das im Ostpommerschen ein 'altes, schlechtes, auffälliges Gebäude' bezeichnet und wahrscheinlich durch das aus dem Slavischen entlehnte *Kalupp* 'schlechtes Haus' (vgl. VASMER 3, 227: *chalúpa*) beeinflusst ist.

¹⁴² MENSING 3, 378: *Kuus**sch*; 370: *Kupps*. — SCHÜTZE 2, 370: *Kuusbedde*, *Kuuzbedde*.

begann, verengte sich die Bedeutung des heimischen nl. *bedstede* 'Bettstatt' mehr und mehr zum fest in die Wand eingebauten Schrankbett. Ganz entsprechend unterscheiden auch die im 17./18. Jh. stark unter niederländischem Einfluß stehenden ostfriesischen, emsländischen, benthemischen und westmünsterländischen Mundarten zwischen *Led(e)kant* (bzw. westmünsterl. *Lesekant*) 'bewegliche Bettstelle' und *Beddstä, Berrestä* u. ä. „Bettstelle, welche in der Mauer oder Wand angebracht ist, hinter dieselbe zurücktritt (Buze)“¹⁴³.

Verwickelter ist die Bedeutungsgeschichte des Synonyms

Tacken

Es wurde uns nur zweimal aus der Gegend von Lüdenscheid gemeldet, muß aber nach Ausweis mundartlicher Redewendungen, wie z. B. *bei hiat sine Frau im Tacken* 'im Kindbett', und ausdrücklicher Bezeugung¹⁴⁴ früher im Sauerland viel weiter verbreitet gewesen sein. Eigentlich bezeichnete der *Tacken* eine gußeiserne Platte, die nischenartig in eine ausgesparte Wandöffnung eingelassen war, um mit einem im Nebenraum eingebauten Ofen oder vom Herdfeuer aus ein zweites Zimmer zu heizen, indem die Eisenplatte Wärme an den Nebenraum abgab. „Zur Stube hin zeigte sich die Nische oft als Wandschrank mit durchbrochenen Türen. In den oberen Teil stellte man die Milchsetten. . . Im märkischen Sauerlande wurde der Tackenschrank über der Tackennische vielfach zur Ehebettische erweitert. . . Die Tackenstube kam in der 2. Hälfte des 16. Jhs. aus dem Rheinischen“¹⁴⁵. Anderwärts aber verstand man unter *Tacken* nicht nur die senkrecht in die Wand eingelassene, oft mit biblischen Darstellungen geschmückte gußeiserne Platte, sondern auch einen waagrecht liegenden eisernen Sockel eines im 16. Jh. aufkommenden Ofens. Dieser alte bergische *Tackenowen* wird beschrieben als ein „altmodischer, runder, nach oben etwas breiter werdender eiserner Ofen, der auf einem mit drei oder vier, etwa 30 bis 40 cm hohen Beinen versehenen eisernen Sockel

¹⁴³ STÜRENBURG 11: *Beddstäb.* — K. RHAMM, *Urzeitl. Bauernhöfe* 95f. nimmt fälschlich für *Beddstä* eine Bedeutungsweiterung von 'Schrankbett' zu 'freistehender Bettstelle' an.

¹⁴⁴ R. UEBE, *Deutsche Volkskunst: Westfalen*, 22: „Diese Bettkästen, im Sauerland als *Külter* für die Mägde, als *Tacken* für die Knechte, im Emslande *Butze* bezeichnet, . . .“

¹⁴⁵ J. SCHEPERS, [*Haus und Hof deutscher Bauern in*] *Westfalen-Lippe*. Münster 1960, 132.

ruhte. Dieser Sockel wurde *derr Tacken* genannt. Er war ein Wärmekranz, ein blanker Rand, eine halbkreisförmige Platte. Sie ragte etwa 20 bis 30 cm rund um den Ofen hervor und bot im Winter eine schöne Gelegenheit, die Füße zu wärmen. . . Die in der Ofenplatte befindliche einzige Öffnung zum Kochen wurde, wenn nicht gekocht wurde, mit einem Deckel, dem *Owesdeckel*, geschlossen. . .¹⁴⁶. Die *Tacken*-platte, ein Erzeugnis der Siegerländer und Eifler Eisengießerei, hat sich seit 1475 durch Nordwest- und Nordeuropa verbreitet; davon zeugen noch die aus dem Deutschen entlehnten Bezeichnungen: ost- und nordostfrz. *taque* (seit 1595) 'eiserne Ofenplatte', norw. schwed. ma. *takka* f. 'Eisenplatte zum Rösten von Flachbrot, Herdplatte', finn. *takka* 'Herd, Feuerstelle'¹⁴⁷.

Das Wort gehört zur Terminologie der alten niederdeutschen Hütten Sprache. *Taggen, Tacken, Taken, Zacken* ist seit dem 16. Jh. vor allem als Bezeichnung für 'gußeiserne Platten zur Auskleidung des Frischherdes' bezeugt¹⁴⁸. Die Bedeutung 'gußeiserne Platte' aber geht zurück auf 'Roheisen', die noch 1799 aus Schmalkalden bezeugt ist¹⁴⁹ und ihrerseits aus 'Rohlupe, Rohmetall' entstanden ist. Diese Bedeutung ist erhalten in schwed. *tacka* 'Metallstück einer gewissen Größe und Form, gewöhnlich von den großen Stücken, die man aus Schmelzöfen und Silberwerken erhält'. Das schon 1496 belegte und zweifellos wie so viele andere Bergbau- und Hüttenwörter aus dem Mittelniederdeutschen entlehnte schwed. *takka jarn*¹⁵⁰ kann sich nur auf Luppen-eisen, beziehen, weil die indirekte Eisenerzeugung durch Verfrischung von Roheisen und damit auch die Gußeisenherstellung vor der Einführung von Hochöfen, die für den Norden in die Mitte des 16. Jh. fällt, nicht möglich war. Das schwedische Kompositum *bly-tacka*, seit dem beginnenden 16. Jh. überliefert, zeigt überdies, daß *tacka* nicht nur Stücke unverarbeiteten Eisens, sondern auch anderer Metalle

¹⁴⁶ HALBACH 738.

¹⁴⁷ A. FABER, *Entwicklungsstufen der häuslichen Heizung* (1957), 99f. — BLOCH-WARTBURG³ (1960), 616. — J. HAUST, *Dictionnaire Liégeois* (1933), 625:3. *tacke*. — TORP 769: *takka*.

¹⁴⁸ L. BECK, *Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung 2* (1893/95), 153 (aus Gittelde am Harz im 16. Jh.). 128 und an vielen andern Stellen (S. die Register).

¹⁴⁹ J. CH. QUANTZ, *Eisen- und Stahlmanipulation in der Herrschaft Schmalkalden* (1799), 153 (nach BECK 3, 423).

¹⁵⁰ E. HOLMKVIST, *Bergslagens hyttspråk*, Uppsala 1945, 98 und 8 (*blytacka*).

bezeichnen konnte; semantisch entscheidend war also der Rohzustand. Das stützt die von HEINERTZ ausführlich begründete Etymologie¹⁵¹, wonach das metallurgische Fachwort *Ta(c)ken*, *Zacken* mit hd. *Zacke(n)* 'Spitze' identisch ist und sich zunächst auf die überschmiedeten zweispitzigen Rohluppen (noch nicht schmiedbaren Eisens) bezogen hat, die schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten von Waldschmieden in den Handel gebracht wurden und in großer Zahl ans Tageslicht gekommen sind. Auch als die alte Form der Rohluppe sich änderte, blieb die Bezeichnung *Ta(c)ken* bestehen, ja, sie wurde im alten niederdeutschen Hüttenwesen des 15./16. Jhs. nach Einführung der Hochöfen sogar auf das aus flüssigem Eisen gewonnene nicht schmiedbare 'Roheisen' übertragen und in Nord- und Mitteldeutschland dann weiterhin auf die ebenfalls direkt aus dem Hochofen in offenen Formen gegossenen 'gußeisernen Platten', insbesondere 'Herd- und Ofenplatten' eingengt. In letzterer Bedeutung ist das Wort dann zum zweiten Mal in die nordischen Sprachen und das Finnische entlehnt worden. Während das Schwedische *tacka* in den beiden Bedeutungen 'Stück Rohmetall' und 'Herdplatte' bewahrt hat, setzte sich im Niederdeutschen für 'Roheisenstücke' die Bezeichnung *Gööse*, eigentlich 'Gänse' durch, die als *guense* auch ins Französische entlehnt wurde.

Külter

gilt nach unserm Fragebogen noch in einem geschlossenen Gebiet des südöstlichen Sauerlandes, das im Norden etwa von einer Linie Arnsberg—Volkmarsen begrenzt ist und sich bis Hilchenbach—Sachsenberg südwärts erstreckt. Die isolierte, aber sichere Bezeugung dieses Synonyms in Neuengesecke¹⁵² deutet übrigens darauf hin, daß *Külter* in der Bedeutung 'Schrankbett' früher im südlichen Westfalen weiter nach Norden gereicht hat.

Das Wort hängt nicht mit einem bair. *Kolter* aus *Gebalter* 'Behältnis, Schrank' zusammen, wie man gemeint hat¹⁵³, sondern mit lat. *culcitrum*, das in ahd. Zeit durch *vederbedde*, *beddexiecha*, *petti* u. ä. verdeutschte¹⁵⁴, kurz nach 1200 aber über afrz. *co(u)ltre* als Fremdwort ins

¹⁵¹ N. O. HEINERTZ, *Till den metallurgiska terminologiën*. Inbjudning till övervarande av årsexamen vid Högre allmänna läroverket å Södermalm, Vårterminen 1926, Stockholm 1926, 3—16.

¹⁵² SCHMOECKEL-BLESKEN 158: *külter*.

¹⁵³ K. RHAMM, *Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slavischem Waldgebiet*, 1908, 93.

¹⁵⁴ Vgl. z. B. Ahd. Gl. 3, 376, 20. 21; 619, 1. 27; 664, 41; 376, 20. 21; 690, 56.

Deutsche eindrang und obdt. *Gulter*/*Golter* sowie md. nd. *Kulter*/*Külter* 'wollene Bettdecke, Steppdecke' ergab¹⁵⁵. In den letzten Jahrhunderten ist es aus dem mittel- und niederdeutschen Wortschatz zumeist wieder ausgeschieden worden; dem Pommerschen z. B. war es Ende des 18. Jhs. nicht mehr geläufig¹⁵⁶. Von den heutigen niederdeutschen Mundarten hat allein das Westfälische, wenigstens in einzelnen Landschaften, das Wort bewahrt, aber auch nicht mehr in der ursprünglichen Bedeutung, sondern für ein '(schlechtes) Bett'. Infolge weiterer semantischer Spezialisierung, wie sie bei absterbenden Wörtern häufig vorzukommen pflegt, verschob sich dann im südöstlichen Sauerland die Bedeutung 'Bett' zu 'Alkoven', in Waldeck etwa in Form eines Bretterschlags unter der Treppe¹⁵⁷.

Noch beschränkter war der Geltungsbereich des Synonyms

Fúenes

Das Wort, das früher im östlichen Kreis Olpe ebenfalls einen 'Schlafraum unter der Treppe' bezeichnete (vgl. Anm. 126), stimmt lautlich genau zum bergischen *Funes* m. 'dicker, aus alten wollenen Flickern zusammengesetzter, dauerhafter Unterrock' (Rh.Wb. 2,894). Da es in den verschiedensten Sprachen Wörter gibt, die sowohl 'Unterrock, grobwollenes Kleid, Lappen' als auch 'Bettdecke' bedeuten (z. B. fläm. rhein. *Kulte*, an. *ry* dän. *ry* und russ. *ponjáva, poněva*), wird *Fúenes* wohl zunächst eine aus Flickern und Wollresten hergestellte Decke gewesen sein, ähnlich der rhein. Flockendecke oder dem Flockenbett, die mit *flocken* oder *schroedelingen*, dem 'flockigen Abgang der Wolle beim Tuchrauen', gestopft wurden¹⁵⁸. Von dieser erschlossenen Bedeutung '*Deckbett, Polster' müßte sich *Fúenes*, dessen Etymologie noch dunkel ist (zu rhein. *Fundel* 'Fahne?'), zu 'Schlafraum unter der Treppe' verschoben haben. Es läge dann eine ähnliche semantische Entwicklung vor wie bei

¹⁵⁵ FEW 2, 2, 1494: *culcita*. — KLUGE¹⁵: *Kolter*¹. — DWb. 5,1623: *Kolter*.

¹⁵⁶ DÄHNERT 248: *Kolter*.

¹⁵⁷ L. CURTZE, *Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck*, 1860, 480: *Külter*, m. „ein Bretterschlag zum Schlafen, unter der Treppe angebracht.“

¹⁵⁸ Rh.Wb. 2, 634f. — E. WURMBACH, *Das Wohnungs- und Kleidungs-wesen des Kölner Bürgertums um die Wende des Mittelalters*, 1932, 59.

Puuch

In der Bedeutung 'Alkoven' kommt es verstreut in Schleswig-Holstein vor, als Bezeichnung eines '(schlechten) Bettes' auch darüber hinaus in Hamburg¹⁵⁹, der Altmark und Mecklenburg¹⁶⁰. Zugrunde liegt slav. *pučh* 'Daunen', das übrigens auch ins Baltische entlehnt worden ist¹⁶¹. Die Bedeutungsentwicklung verlief zunächst von 'Federbett' zu 'Bett', ganz analog wie in nl. *dons* 'Daunen' > 'Bett', und verengte sich dann stellenweise zu 'Alkoven'.

Das Wandbett, ehemals im ganzen niederdeutschen Raum die gewöhnliche Schlafstätte der bäuerlichen Bevölkerung, ist heute praktisch verschwunden. Während ein holsteinischer Volkstumsforscher und Lexikograph um 1800 feststellte: „Die Bauern in Holstein und Schleswig haben in der Regel keine andere als in der Wand mit Thüren verschlossene Schlafstellen“¹⁶², heißt es 1930: „Das Wort (*Kuuscb*) ist (mit der Sache) im Schwinden“¹⁶³, und zwar erfolgte die Verdrängung der wandfesten Schrankbetten durch die bewegliche Bettstelle, wie fast alle kulturmorphologischen Prozesse, im Süden Niederdeutschlands früher als im Gebiet der Nordseeküste. Dieser zeitliche Unterschied ist selbst in kleineren Untersuchungsgebieten beobachtet worden. „Im Kreise Gifhorn sind die *butzen* noch häufiger als im Braunschweigischen, wo sie allmählich ganz verschwinden“, schrieb 1901 ein guter volkskundlicher Beobachter¹⁶⁴.

Wo in alten Bauernhäusern noch Alkoven erhalten sind, werden sie meist nicht mehr als Schlafstätten benutzt, sondern dienen anderen Zwecken. Dadurch entstanden mehrfach neue Bezeichnungen, besonders Zusammensetzungen mit *Schapp* 'Schrank', nämlich

Wandschapp usw.

Die Komposita sind durchsichtig genug: ein *Eckschapp* deutet auf die Lage an der Stubenecke hin, als *Melkschapp* dient der ehemalige

¹⁵⁹ RICHEY 197.

¹⁶⁰ DANNEIL 162: *Pūch*. — WOSSIDLO-TEUCHERT 1, 693 (*Bedd'*): *Puk*. — MI 66: *Puk*.

¹⁶¹ FR. TROST, *Wendische Reliktwörter im Niederdeutschen*. Als Manuskript veröffentlicht. Berlin-Dahlem 1959, 84. — VASMER 2, 469: *pūch*. — FRÄNKEL 664: *pūkas*.

¹⁶² SCHÜTZE 2, 370: *Kuusbedde*.

¹⁶³ MENSING 3, 378: *Kuuscb*.

¹⁶⁴ R. ANDREE, *Braunschweiger Volkskunde*³, 1901, 191.

Alkoven der Milchaufbewahrung, als *Beckenschapp* und *Pottschapp* ersetzt er einen Küchenschrank, als *Broodschapp* eine Speisekammer, als *Muke* ein Obstversteck usw.

Vom Untergang der Sache zeugen wohl auch die fast über den ganzen westniederdeutschen Raum verstreuten Bezeichnungen

Boord, Blänke, Schelf, Rackje, Real usw.

Boord oder *Böörd* begegnet meist in den Zusammensetzungen *Teller-, Kannen-, Köppken-, Schöttel-, Becken-, Hänge- oder Flettboord*. Diese Bezeichnungen galten ursprünglich natürlich nicht dem eigentlichen 'Wandbett', sondern den Börtern, die darüber oder daneben eingebaut waren. „Über der dem Ofen näheren Butze war [in der Lüneburger Heide] in der Wand ein Milchschränk (*Melk-schapp*) angebracht. Da die Balken unter der Decke lagen, hatte man weitere Börte dadurch hergestellt, daß man überstehende Latten unter die Balken nagelte und mit Brettern belegte. . . Über der andern Butze . . . hing allerlei Wandschmuck . . .“¹⁶⁵. Dem gewöhnlichen nd. *Boord*/*Böörd* oder *Real* entspricht im Braunschweigischen vielfach die *Blänke*, eigentlich 'ein Gestell oder Bord für blankes Küchengeschirr', im Westmünsterland *Schelf* 'Tellerbort, Schränk', in Ostfriesland *Rackje* 'Bort', anderswo *Kannstock, -brett, Schaft, Luiste* (etymologisch = *Leiste*) usw. Diese und viele andere Wörter wurden von den Beantwortern unseres Fragebogens einige Male als Bezeichnung des eingebauten Bettes genannt, z. T. irrtümlich, weil der in unserm Fragebogen gebrauchte Ausdruck „Wandbett“ als *Wandbrett* verlesen wurde.

* *

*

Damit haben wir die häufiger vorkommenden westniederdeutschen Synonyme des 'Schrankbetts' gemustert. Unser eigentliches Anliegen war die etymologische und bedeutungsgeschichtliche Erklärung der vielfältigen Bezeichnungen. Dabei fiel auch auf die Sachgeschichte einiges Licht. Gegenüber der alten Hausforschung, die *Butze* und *Dönse* für Erbwörter hielt und aus ihrer heutigen Verbreitung im nd.-nl. Altland Schlüsse für die Heimatbestimmung der Besiedler Brandenburgs im 12. Jh. ziehen wollte¹⁶⁶, oder aus der Entlehnung von *Durk* in die schwedische Seemannssprache das Vorhandensein

¹⁶⁵ E. KÜCK, *Das alte Bauernleben der Lüneburger Heide*, 1906, 204f.

¹⁶⁶ R. MIELKE, *Zur Besiedlungsfrage der Provinz Brandenburg im 12. Jahrhundert*, 2. Brandenburgia 25, 1917, 49—59, mit Wortkarte zwischen S. 96 und 97.

von Schrankbetten in westfälischen Bauernhäusern des 12. Jh., aus der großen Vielfalt der niederdeutschen Bezeichnungen deren Entstehung in der Zeit vor der Bildung des Sachsenbundes folgern zu können glaubte¹⁶⁷, halten wir den Einbau loser oder wandfester Schrankbetten für eine hoch- oder wahrscheinlicher erst spätmittelalterliche kulturelle Errungenschaft, für einen ersten Schritt vom einräumigen niederdeutschen Hallenhaus zum mehrräumigen Wohnhaus. Gegenüber der alten, aber auch noch von neuerer Hausforschung vertretenen Auffassung, daß „die niederdeutschen Schrankbetten den Schlafstätten der Schiffe zum Vorbild gedient“ hätten¹⁶⁸ halten wir es auf Grund unserer etymologischen Erörterungen für wahrscheinlich, daß umgekehrt die Schiffskojen vorbildlich für die Ausbildung der Schrankbetten im niederdeutschen Bauernhaus gewesen sind. Denn die Bezeichnungen *Durk*, *Bu(u)tzze* und *Koje* sind ebenso wie die bezeichnungsgeschichtlich entsprechenden schwedischen Mundartwörter *kubrik* und *hyttsäng*¹⁶⁹ aus der Seemannssprache entlehnt. Das Wohnwesen Nordwestdeutschlands verdankt die entscheidende Anregung zum Einbau abgeschlossener Schlafstätten also offensichtlich dem Schiffbau. Mit der Sache scheinen sich die ältesten Bezeichnungen von der Küste landeinwärts verbreitet zu haben. Zunächst wird der Komfort einer zugfreien und warmen Schlafstätte dem Ehepaar vorbehalten gewesen sein, während die Kinder und erst recht das Gesinde weiterhin mit einem einfachen Lager in den *Kübbungen* oder, wenn der Viehbestand es nicht zuließ, in den Schrägraum darüber, den sog. *Hillen*, vorliebnehmen mußten. Später wurden auch hier Bettkojen eingebaut¹⁷⁰. Die Herkunft der *Bu(u)tzze* aus der Kultur der Oberschicht scheint sich auch noch in der altmärkischen Mundart zu spiegeln, wo *Butz* nur den „Bettwinkel des Hausherrn“ bezeichnet, während die Bettstatt des Knechtes *Zell* oder *Gang* heißt¹⁷¹.

Wenn unsere etymologischen und wortgeschichtlichen Ergebnisse richtig sind, können wir die wortgeographische Lagerung der Syno-

¹⁶⁷ K. RHAMM, *Urzeitliche Bauernhöfe* 95f.

¹⁶⁸ B. SCHIER, *Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa*, 1932, 338. — Vgl. schon RHAMM, *Urzeitliche Bauernhöfe* 87: „Diese Bettkästen haben sich vom Lande auf die See verbreitet, wo die Kojen der Schiffe eine Nachbildung darstellen . . .“

¹⁶⁹ HELLBERG 295f.

¹⁷⁰ Vgl. E. GROHNE, *Das Bauernhaus im Bremer Gebiet*, 1941, 63.

¹⁷¹ DANNEIL 30: *Butz*; 252: *Zell*.

nyme etwa folgendermaßen interpretieren: *Durk*, heute im wesentlichen auf einen nordwestfälisch-süddoldenburgischen Raum beschränkt, muß ehemals bis zur Küste verbreitet gewesen sein. Hier wurde es später von *Bu(u)tze* verdrängt, das in der Bedeutung 'Schiffskoje' schon im 14. Jh. (das jüngere *kabuse* ist seit 1422 bezeugt) von hansischen Seeleuten aus dem Französischen entlehnt worden war und zunächst vielleicht im Gegensatz zum *Durk*, dem freistehenden Bettkasten¹⁷², die wohl jüngere Form des in eine Wandnische eingebauten Schrankbetts bezeichnete. Westfäl. *Durk* wäre also ein Reliktwort. Eine dritte bezeichnungsgeschichtliche Welle brachte der niederdeutschen Nordseeküste seit 1700 das aus Spanien über Frankreich und Flandern nach Norden vorstoßende *Alkoven*, das besonders in Nordoldenburg und Schleswig-Holstein Boden gewinnen konnte. Das westliche Westfalen steht mit seinen Synonymen *Beddekast* und *Kastenbed(stä)* wie so oft in wortgeographischem Zusammenhang mit dem Kleverland¹⁷³ und dem anschließenden geldrisch-overijsselschen Gebiet, das diese ehemals bis Groningen¹⁷⁴ geltende Bezeichnung ebenfalls noch relikthhaft bewahrt hat, wie die von H. ENTJES entworfene Wortkarte der niederländischen 'Schrankbett'-Bezeichnungen (vgl. oben S. 22) deutlich erkennen läßt.

Zur Wortkarte 'Schrankbett'

Um die Übersichtlichkeit der Karte nicht durch allzuviele Zeichen zu beeinträchtigen oder gar völlig zu zerstören, mußten wir darauf verzichten, jeden einzelnen unserer etwa 4000 Belege einzutragen. Stattdessen ist in den einzelnen Wortlandschaften diejenige Bezeichnung, die besonders häufig vorkommt, als Leitform eingesetzt worden. In den durch Linien abgegrenzten Worträumen sind die Ortsbelege für die jeweils dominierende Leitform nicht eingetragen, sondern nur die dort außerdem noch bezeugten Synonyme. Gilt an einem Ort neben der Leitform noch eine zweite Bezeichnung, so wird letztere auf der Karte eingetragen,

¹⁷² Eine solche Bettstatt aus Ober-Engadin beschreibt A. SCHULTZ, *Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert*. Große Ausgabe, Wien 1892, 109. Ein Stück aus der Bretagne ist abgebildet bei M. und A. HABERLANDT, *Die Völker Europas und ihre volkstümliche Kultur*, 1928, 580. Über *Altbayerische Kasten- und Trubenbetten* handelt J. M. RIETZ in: *Volkswerk*, Jena 1943, 193ff. Weitere Belege bei K. RUMPF, *Die wandelbare Bettstelle*. Hessische Blätter für Volkskunde 48, 1957, 26—30.

¹⁷³ Rh. Wb. 1,654: *Beddekast*. — Sonst scheint im Rheinland weithin *Steize*, *Stitz*, *Stirz* dafür gebräuchlich zu sein, das als *Stiez* 'enger Stall' in vielen mitteldeutschen Mundarten lebt.

¹⁷⁴ TER LAAN 108 verzeichnet auf einem Grundriß die Lage der *kastbedsteden* im *binboes* (der Winterstube).

aber durch einen zugesetzten Punkt auf die Meldung der Leitform hingewiesen. Sonstige Mehrfachmeldungen und selten (d. h. weniger als 5 mal) bezeugte Synonyme erscheinen im allgemeinen nicht auf der Karte, sondern nur in der folgenden Liste der

Seltenheiten und Mehrfachmeldungen

Darin sind die Orte zwecks Raumersparnis nur durch Buchstaben und Zahlen bezeichnet, die ihre Lage in den Quadranten unserer nach dem *Deutschen Wort-atlas* (hrsg. von W. MITZKA und L. E. SCHMITT, Gießen 1951 ff.) eingerichteten Grundkarte angeben. Es ist geplant, später ein Ortsverzeichnis herauszugeben, mit dessen Hilfe interessierte Leser die Orte bestimmen können.

O	23,1	Alkov, Wandbett	U	25,2	Koje, Wandbett
P	25,1	Schap, Alkoven		27,1	Bilo
Q	17,1	fääst Bedstät	V	20,1	Koje, inmuerte Bedsteed
	20,1	Alkoven, inmakte Bett, Wandbett		24,1	Wandbett, Koje
	26,1	inmuerte Betten		26,1	Schappbett, inmaakte Bett
R	18,1	Alkoven, Lukebett, Wand- bett		29,1	Rich, Bort
	23,2	Wandbutz		33,1	Kusch, Böhn
	21,1	Lukenbett, inmakte Bett, Wandbett	W	21,1	Biload, Mottenkamer
	23,1	Wandbett, Alkoven, Schott- bett		23,1	Dörnbett
	24,1	inmakte Bedden, Butz, in- discht Bedden, Alkoven, Schottbedstä, Wandbett		24,1	Rich, Puch
	33,1	Alkof, Kusch		29,1	Bettschapp, Alkaben
S	23,1	Wandbett, Alkoven	X	21,1	Wandbett, inbude Betten
	24,1	Wandkasten, indisclerte Betten		24,1	Kupbetten, inmakte Betten, Alkoven
	27,1	Affkoven		24,2	Wandbett, Schufdörn Betten
	33,1	Alkoven, Alkoi		25,1	Wandbed, achter de Schuf- dörn
	33,2	Alvkoje		28,1	Kutzenbred
T	20,1	faste Bett, inmakte Bett		28,2	Akobettstell
	22,1	faste Bettstell, inbude Bett	Y	23,1	Poneln
	26,1	Bettschlagg		23,2	Wandbett, Archa
	27,1	Wandbetten, inbut Bettstellen		23,3	Wandpuuch, Alkoben
	28,1	Kedelrick		25,1	Kuzen, Puch
	29,1	Schappbett, Alkoven, inbod Bettstell		26,1	Kunzbett
	29,2	inbot Bettstell, Schapp		27,1	Kabutz
U	19,1	faste Bettsted, Buzen	Z	21,1	Alkoven, inmuerte Bettstä
	20,1	inmakte Bettstellen, faste Wandbett		23,1	Bettschapp, Kuckbettstelln
	20,2	inmoke Bettstell, Dwinger		24,1	inmakte Bettstellen, Wand- bett
	24,1	Wandbett, paneelten Betten, Poswog		26,1	Kaaben, Kups, Bettstelle
	25,1	Schufen, Wandbett, in- discherte Betten		28,1	Alkabettstä
				29,1	Kups, Butz, Alkum
			a	19,1	Butz, Alkoje, Alkaaw
				19,2	Alkoi, Butz
				22,1	Alkauer, Bettschapp
				23,1	Arkoi, Butz
				25,1	Schuwbettstäden, Puch
				25,2	Butz, Kupbettstell
				25,3	Hubbettstelle

a	27,1	Kuukbettstölln	t	20,1	Altkowen, Bert
	28,1	Kucksen		20,2	Sluckschap
	30,1	Bettlad		26,1	Bolte
b	17,1	Butz, Alkoje		29,1	Bört, Lüchterhaus
	25,1	Arkerbett, Kupbett		31,1	Bettische
	30,1	Bettkuf	u	19,1	Board, Molkenschapp
c	15,1	Bettståbord, Alkoven		19,2	Kabuff
	22,1	Spint		21,1	Schuuvkomenbätte
	23,1	Bettschapp, Alkoven, Butz		29,1	Wandbört, Wandschapp
	25,1	Kabutz, Nubsch		29,2	Molle
	30,1	Kuß, Alken		32,1	Blånke
d	13,1	Spieskommer	v	9,1	Klappettstier
	16,1	Alkab'n, Butz		9,2	Schenk
	17,1	Alkab'n, Wandbett		11,1	Windfang
	26,1	Kutbett, Alkoven		11,2	Berrschrein
e	14,1	Rackje		18,1	Luin
	28,1	Butts, Kuuß		18,2	Butzen, Schåppken, Dutk
	28,2	Kabutz		20,1	Anrichte, Boert
	30,1	Butz, Alkum, Kus		27,1	Wandische
f	9,1	Bort, Buddlae		28,1	Falle
	12,1	Hoët, Rackje	w	9,1	Schuvbettstia, Kastenbett-
	15,1	Ankåm'n Bettstå			stia, Durk, Schuwbett
g	12,1	Buddelle		10,1	Kannstock
h	11,1	Tellerrackje		10,2	Kastenbiåstia, Berrkast
i	14,1	Alkovenbettstell		14,1	Anrichte, Kannenschapp
	32,1	Bört, Anricht		14,2	Schrankweg
k	16,1	Allkob'n Bettstå		15,1	Båttluin
l	18,1	Schringen		17,1	Bettlui, Dutk
	20,1	Fürkieper, Butzen		19,1	Wann'beddestie
	34,1	Kabnett, Butzen		20,1	Kamerde
n	15,1	Schenke		21,1	Alkoven, Butze
o	9,1	Glaskaste		24,1	Schappdûr
	10,1	Inspringer, Durk		24,2	Kowen, Schower
	11,1	Huock, Butze		26,1	Kabueschen, Wandbedde
p	8,1	Bedsteen	x	12,1	Wandbådde, Kowen
p	28,1	Eckgardrowe		15,1	Kannenstock
p	32,1	Huchtel		17,1	Beddelett, Dånze
q	7,1	Bedsteen	x	17,2	Böat, Sieth
	8,1	Butzen, Berrerråmmeken		18,1	Pottbrett, Bewert
	10,1	Kabutze		22,1	Bucht
	20,1	Wandbrett, Bört		24,1	Brittsche
	20,2	Alkom, Dånze		25,1	Sneikaamernbedde
	28,1	Flett		25,2	Beilahe
r	11,1	Schelfte, Butze, Wandbretter		26,1	Stallbedde
	28,1	Dunzen		30,1	Blånke
s	11,1	Schelf		30,2	Blånke
	24,1	Faak	y	6,1	Wandkasten
	32,1	Nische		7,1	Beddgust
t	13,1	Schelf		10,1	Wanddisk
	19,1	Dutk, Kabuff		11,1	Pottbank, Kannenstock

- | | | | | | | |
|------|----------|--|----|------|------------------|---|
| 18,1 | Bungen | | C' | 21,2 | Rullbedde | |
| 18,2 | Bucht | | | 21,3 | Nische | |
| 19,1 | Leijer | | | 22,1 | Buchtbedde, Moke | |
| 20,1 | Hekkedür | | | 22,2 | Brittsche | |
| 22,1 | Spind | | | 25,1 | Brittsche | |
| 26,1 | Kiuk | | | 28,1 | Kannbrett, Börd | |
| 29,1 | Spunning | | | 28,2 | Maseken | |
| z | 6,1 | Läsekante | | D' | 9,1 | Wandschrankberre |
| | 8,1 | Kistenbettstäh | | | 11,1 | Burmberre |
| | 8,2 | Kastenbättställe | | | 14,1 | Britzke |
| | 10,1 | Durk, Beddekist, Wand-
bedde, Beddekast | | | 17,1 | Luieste |
| | 10,2 | Kannstock | | | 19,1 | Bettnische |
| | 22,1 | Schlopbeurt | | | 21,1 | Real |
| | 24,1 | Läik | | | 26,1 | Spunnige, Himmelspunnige |
| | 28,1 | Butze, Wandschrank | | | 27,1 | Butzen, Dönse |
| A' | 13,1 | Wandbänksken | | E' | 12,1 | Berrekasten, Klupp |
| | 18,1 | Sloapnische | | | 18,1 | Verleis, Verlis |
| | 21,1 | Muke | | | 19,1 | Real |
| | 21,2 | Affseite | | | 23,1 | Verhangsbette |
| | 23,1 | Kabuff | | F' | 12,1 | Gaadinibiäd, Berrekasten |
| | 28,1 | Wandkasten | | G' | 11,1 | Tacken |
| B' | 12,1 | Schlopstie | | | 12,1 | Tacken |
| | 13,1 | Gardinenbettstelle | | | 15,1 | Schüetlenliste |
| | 16,1 | Hauste | | | 17,1 | Real |
| | 21,1 | Awstiege Bedde | | | 19,1 | Schap, Lampenschap |
| | 24,1 | Kamein | | | 19,2 | Kleiderstock |
| | 26,1 | Himmel, Spunnige | | H' | 12,1 | Schloafbed |
| C' | 12,1 | Schlopstieh | | | 15,1 | Schlaapbriär |
| | 16,1 | Schrein | | K' | 15,1 | Äckschaft |
| | 12,2 | Berre | | L' | 14,1 | Bankbette |
| | 16,2 | Kastenbette, Kuite | | | 14,2 | Bankbette |
| | 18,1 | Bettlade | | M' | 14,1 | Schaft, Schäftche, Schoddeln-
schaft |
| | 21,1 | Brautschrank | | | | |

Münster

WILLIAM FOERSTE

Nachtrag zur Bibliographie der nordischen Mundartwörterbücher

Zu den in Bd. 1 dieser Zeitschrift verzeichneten schwedischen Mundartwörterbüchern wäre auf S. 110 nach Nr. 39 noch folgendes Wörterverzeichnis für den östlichen Teil der Provinz Närke nachzutragen:

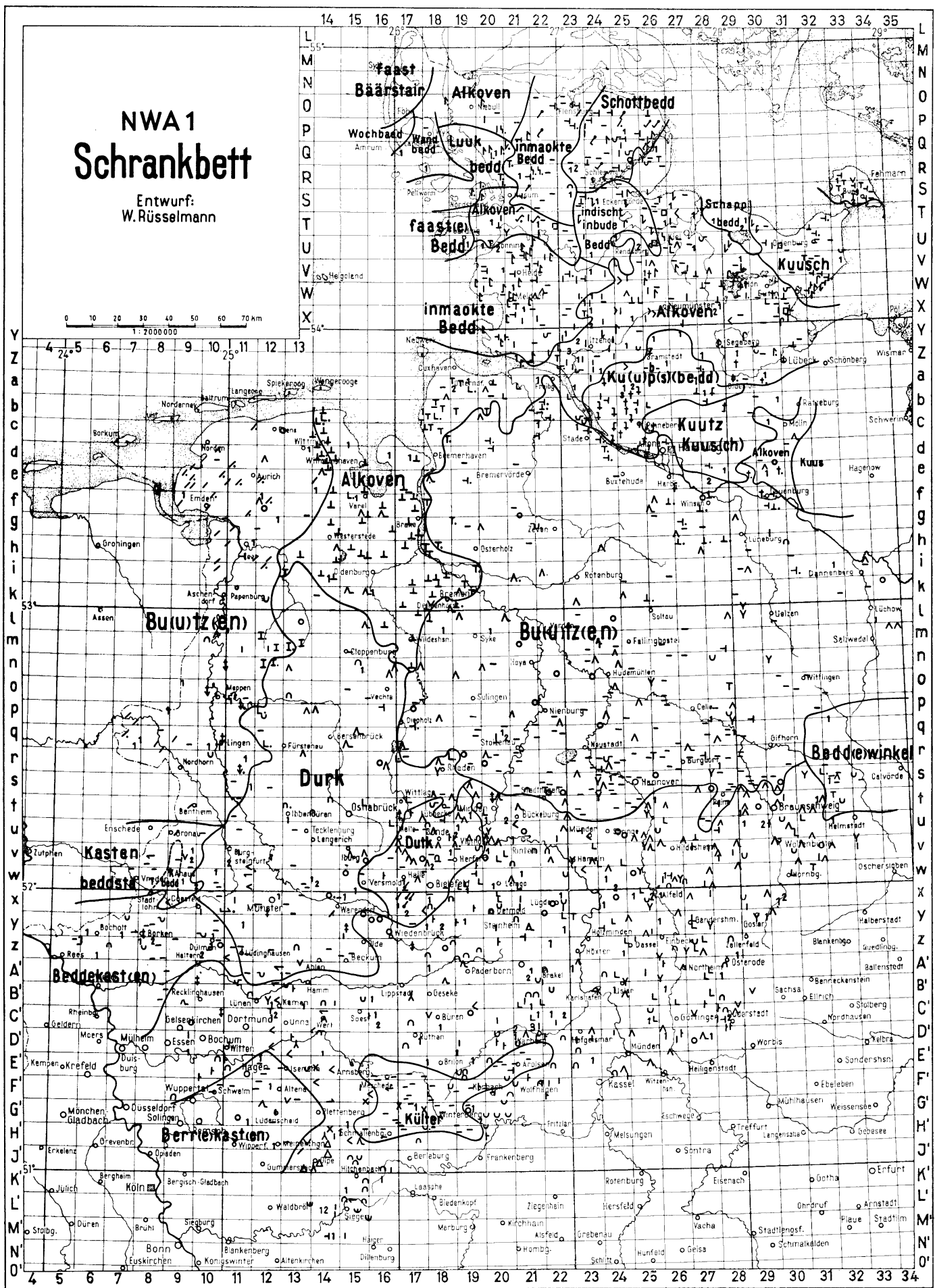
39a G. DJURKLOU, *Ur Nerikes folkspråk och folkliif. Anteckningar utgifne till fornvännerns ledning*. Örebro 1860. Darin S. 8—34 *Ordlista* [A — F]. (Mundart von Askers härad und Sköllersta härad) [DJURKLOU].

Uppsala

THORSTEN ANDERSSON

Schrankbett

- Fehlmeldung
 - Alk(ö)ven, Alk(ö)m, Arko
 - ⊥ (Al-) Koben, Alkabn, Koowen, Kovbedd
 - T (Al-, Aff-, Wand-, S(ch)loop-) Koj(e)n, Alkoi
 - V Ede-, Pott-, Richt-, Schötel-, Wandbank
 - / Bedd-, Berre(stä-, stier-, stej
 - △ Borwrd, Börd, Boirte
 - △ Becken-, Eck-, Flett-, Hänge-, Käppken-, Kannen-, Napp-, Paneel-, Pott-, Schöfter-, Teller-, Wandborwrd-, -börd
 - L Burwitz(en)
 - o Anrichte(-), Bahren-, Beard-, Chrom-, Eck-, Grapen-, Grom-, Haken-, Kamm-, Köken-, Liäper-, Pott-, Schessel-, Schölken-, Teller-, Wandbred
 - Y Döns(e)
 - ‡ Durk(e), Duwerk, Duok, Duik, Dork, Dook
 - ‡ Dutk
 - ∧ faastei) Bedd
 - ✓ " Beddstell
 - X Hange(r)
 - † Himmelbedd
 - ∨ indisch, indisch(l)erte, inbude Bedd
 - [" " " Beddstä(d)
 - ∩ " " " Beddstell
 - † inmaokte Bedd
 - ∩ " Beddstä(d)
 - ∩ " Beddstell
 - I Jnspringer, Jnspringhock, -bedd
 - Kastenbedd
 - ↪ Kastenbeddstä-, stiar
 - ← Bedd(e)-, Berre(e)-, Biärkast(e)n, Bedde-, Berkist
 - < Klapp(b)edd-, bä-, berre, Klapp(e)n
 - ‡ Ku(w)ps(en), Ku(w)ps(-), Ku(w)bedd, Ku(w)pm
 - ‡ Ku(w)bs)eddstä(d)
 - ‡ Ku(w)bs)eddstell
 - † Kuus-, Kuusch(bedd), Beddkuusch, Kuutz, Kuutschen
 - ‡ Kuusch(-), Kuutzbeddstell
 - △ (Wand-) Kültter
 - ✓ Beddelett, Lett
 - ∩ Luuk-, Lukenbedd
 - Puch
 - ∩ Riech(en)
 - ∩ Riechel
 - u Schapp
 - ∩ Schappbedd-, -berre
 - ∩ Bedd-, Berreschapp
 - o Becken-, Brot-, Eck-, Melk-, Molken-, Pott-, Schödel-, Wandschapp
 - w Schaff
 - / Schottbedd
 - ∩ Schottbeddstä(d)
 - ✓ Schottbeddstell
 - > Schuf(dör)bedd(en), Schudörn, Schufen
 - ∩ Wandbett-, bedd(e)-, -berre-, -bej-, -schrank
 - ∩ Bedd(e)winkel
 - △ Ziese
- (neben der Bezeichnung): Benennung kommt gemeinsam mit Raumform am gleichen Ort vor
- 1,2,3 Seltenheiten u. Mehrfachmeldungen



NWA1 Schrankbett

Entwurf:
W. Rüsselmann

0 10 20 30 40 50 60 70 km
1:2000000

Ein neuartiges niederdeutsches Wörterbuch

In seiner Abhandlung *Herzens- und Blutsfreundschaft* widmete vor reichlich 100 Jahren ENNO HEKTOR in der Monatsschrift *Die Deutschen Mundarten* dem Zustand des zu jener Zeit in Ostfriesland gebräuchlichen Hoch- und Plattdeutsch einen besonderen Abschnitt. Er schrieb: „daß sämtliche Mundarten einmal vom Hochdeutschen werden verschlungen werden, ist wohl kaum zu bezweifeln, wenn gleich dieser Zeitpunkt beim ordentlichen Lauf der Dinge, in Betracht der Zähigkeit des Volkes, noch unendlich fern sein mag“.

HEKTOR hat wohl nicht gehant, daß sich der Verfall des Plattdeutschen schneller vollziehen würde, als er vorausgesehen hatte. In der Festschrift für Christian Boeck hat in unserer Zeit HEINRICH WESCHE sich zur Lage der Mundarten in Niedersachsen geäußert. Er mußte feststellen, daß unsere plattdeutsche Sprache trotz ihrer inneren Kraft und Gediegenheit mehr und mehr zu einem trostlosen Schattenbild hinabzusinken droht. Wenn diese Befürchtung in ihrer letzten Konsequenz auch wohl etwas zu schwarz gesehen ist, so muß doch zugegeben werden, daß das Plattdeutsche in Gefahr steht, vom Hochdeutschen wie von einer Sturmflut überrollt zu werden. Wer WESCHES Ausführungen liest, wird an die bange Befürchtung eines alten Sprachforschers erinnert, der schon vor ihm schrieb, daß wir im Begriff stehen, einen absterbenden Zweig nach dem andern von dem großen Stamm unserer Sprache zu verlieren, ohne es nur zu merken und ohne uns wertvolle Überreste von den einst so üppig grünenden und blühenden Sprachzweigen zu sammeln.

Es ist nur zu verständlich, daß es angesichts dieser Sprachsituation nicht an Vorschlägen zur Erhaltung der plattdeutschen Sprache gefehlt hat. PETER ZYLMANN verspricht sich von Verfügungen und dergleichen keinen Wandel. Er appelliert an das Selbstbewußtsein des niederdeutschen Menschen, der sich wieder auf das Erbe der Väter besinnen sollte. ZYLMANN und viele andere vor und nach ihm haben sich dafür eingesetzt, der Jugend in den Schulen mindestens fakultativ Gelegenheit zu geben, das Plattdeutsche von seinem Wesen aus verstehen zu lernen. Über Rundfunk und Hörspiele sollte versucht werden, die Lebenskraft des Plattdeutschen zu erhalten.

ZYLMANN bricht auch eine Lanze für plattdeutsche Predigten. Sie sollten häufiger gehalten werden, damit sie nicht musealen Wert be-

kommen. Zweifellos ist der plattdeutschen Predigt und dem guten plattdeutschen Kirchenlied, die beide von großer Unmittelbarkeit sein können und vielfach Herz und Verstand des Niedersachsen eher und nachhaltiger erreichen als eine hochdeutsche Predigt, eine besondere Bedeutung für Pflege und Erhaltung des Plattdeutschen einzuräumen. Geistliche unserer engeren und weiteren Heimat können das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, durch plattdeutsche Predigten die in der Muttersprache schlummernden Kräfte und Ausdrucksmöglichkeiten zu neuem Leben erweckt und dadurch die plattdeutsche Sprache wieder zu Ehren gebracht zu haben. Ohne daß sie es primär wollten, haben sie durch diese gar nicht hoch genug zu bewertende Arbeit wertvolle Beiträge zum Verständnis der plattdeutschen Sprache geliefert. Dasselbe gilt von den sogenannten plattdeutschen Heimatspielen, die unter Führung des Vereins für Heimatschutz und Heimatgeschichte in Leer nicht nur Sitte und Brauchtum hochgehalten, sondern auch wertvolles Sprachgut gerettet oder zu neuem Leben erweckt haben: „Unse leve Modersprake hett d'r Winst van hat“ (KÖPPEN).

Doch was bedeutet dies alles gegenüber den ständigen Verlusten an kostbarem Sprachgut. Je eindringlicher wir unsere Stimme erheben, Maßnahmen zu ergreifen, um ihrem Verfall Einhalt zu tun, umso schmerzlicher vollzieht sich vor unseren Augen der langsam aber sicher fortschreitende Verfall der plattdeutschen Sprache. Was auch von Heimatfreunden immer wieder aufs neue zur Erhaltung und Pflege der plattdeutschen Sprache unternommen wird, immer wieder müssen wir feststellen, daß sie durch Anlehnung an das Hochdeutsche in Stil, Wortwahl, Ausdrucksform und Bilderreichtum ihren ursprünglichen, im Volksleben tief verwurzelten Charakter zu verlieren droht. Der niederdeutschen Oberschicht, die nicht mehr in unmittelbarer Fühlung mit dem Volke lebt, ist das für die Bedürfnisse des Augenblicks erforderliche Wort und die geprägte Wendung in Rede und Schrift schon fast ganz abhanden gekommen. Weite Kreise unserer Heimat, die ihre überkommene Sprache wie ein Heiligtum hochhalten und ihren ganzen Reichtum für sich in Anspruch nehmen möchten, haben sich wohl den Lautstand der Heimatsprache bewahrt. Wenn sie sich aber in Rede und Schrift in plattdeutscher Sprache äußern, ist das, was sie sagen und schreiben, oft nicht viel mehr als ein mit hochdeutschen Wörtern und Wendungen gespicktes oder ein vom Hochdeutschen ins Plattdeutsche übersetztes buntes Mosaik, ohne die über-

zeugende Kraft des Bodenständigen. Während es unsere Väter noch verstanden, die Klarheit ihres Denkens und die Wärme ihres Empfindens in Worte zu kleiden, die in ihrem Bilderreichtum, ihrer Treffsicherheit und Eindringlichkeit als Lebensweisheiten von Generation zu Generation weitergegeben, noch heute zu dem unaufgebbaren Bestand nur Weniger gehören, hat die Masse des Volkes den reichen ursprünglichen Sprachschatz unserer Väter nicht mehr zur Verfügung.

Unter dem Eindruck dieser Lage habe ich mich seit vielen Jahren mit der Frage beschäftigt, ob der bisherige Weg der mundartlichen Lexikographie, den plattdeutschen Wortschatz von der Mundart her in seiner philologischen Eigenart zu erschließen, auf die Dauer geeignet ist, einem hochdeutsch denkenden und sprechenden Menschen schnell einen erschöpfenden Einblick in die Ausdrucksmöglichkeiten und Schönheiten der plattdeutschen Sprache zu vermitteln. Die mundartliche Lexikographie birgt sicher sehr wertvolle Schätze; sie können aber nicht gehoben werden, weil wir vom plattdeutschen Stichwort des mundartlichen Wörterbuchs aus nicht an diese Schätze herankommen.

Ich versuchte daher den umgekehrten Weg zu gehen, d. h. das plattdeutsche Gedankengut vom hochdeutschen Stichwort aus zu erfassen. Meinen Überlegungen stand damals die nicht zu übersehende Tatsache entgegen, daß noch niemals der Versuch unternommen worden war, der Ordnung des plattdeutschen Wortmaterials nicht, wie sonst üblich, eine Mundart, sondern das Hochdeutsche zugrunde zulegen.

Das Neuartige meines Versuchs besteht also darin, daß unter dem hochdeutschen Stichwort jeweils das ihm sprachlich unmittelbar entsprechende plattdeutsche Wort in seiner mundartlichen Gestalt erscheint. Darüber hinaus wird überall dort, wo es sich ergibt, versucht, auch das synonyme mundartliche Wortgut, welches der mit dem hochdeutschen Stichwort bezeichneten Sinnstelle entspricht, auszubreiten. Das Ganze wird alsdann vom Hochdeutschen aus durch plattdeutsche Stilproben, Wendungen, Redensarten, Sprichwörter und dergleichen ergänzt.

Dieses Verfahren entspringt und entspricht einer besonderen Absicht. Das in Arbeit befindliche Buch soll vom Hochdeutschen aus als eine Art „Hausbuch“ nicht mehr sofort greifbares oder schon abhanden gekommenes Sprachgut wieder lebendig werden lassen. Es soll zunächst dem alteingessenen Ostfriesen zur Festigung und Ver-

vollkommenung seines plattdeutschen Wortschatzes für den täglichen Gebrauch in einfacher und anspruchsloser Form behilflich sein. Mit einem Beitrag besonderer Art soll ein bisher verschlossenes Tor zum Gesamtvorrat des plattdeutschen Wortschatzes geöffnet werden.

Die alphabetische Folge der hochdeutschen Wort- und Sinnstellen soll den Benutzer mühelos instand setzen, das jeweils entsprechende mundartliche Wortgut im ganzen Umkreis seines Sinnbereiches zu überblicken, es in der Vielfalt feinerer Sinnschattierungen zu überprüfen und so den Reichtum seiner Mundart lebendig auszuwerten. Es soll unsere Landsleute aufrufen, mit demselben Eifer, mit dem unsere Fischer dem verborgenen Reichtum des Meeres nachjagen, um volle Netze einzuholen, die unter der hochdeutschen Flut begrabenen und ungehobenen Schätze wieder ans Licht des Tages zu bringen.

Schließlich soll es eine bequeme Brücke schlagen zu dem mundartfremden Benutzer im stammverwandten niedersächsischen Raum und ihn anregen, weitere Schätze seiner engeren Heimat in ähnlicher Weise der interessierten Öffentlichkeit seines Lebensbereiches zu erschließen.

Da ich mich in der Anlage des Werkes nicht auf Vorbilder stützen konnte, bin ich mir der Unzulänglichkeit und Vorläufigkeit meiner Arbeit in vollem Umfang bewußt. Ich weiß insbesondere, daß in der Tiefe der so ausdrucksfähigen Volksseele noch manches Kleinod ruht, das nicht gehoben wurde. Lexikographische Arbeiten kranken nun einmal daran, daß sie trotz aller daran angewandten Mühe den Stempel der Unvollkommenheit tragen.

Mein Ziel versuchte ich zunächst dadurch zu erreichen, daß ich das Wörterbuch der ostfriesischen Sprache von JAN TEN DOORNKAAT-KOOLMAN verkartete, d. h. vom hochdeutschen Stichwort aus die plattdeutsche Aussage ausbreitete. Die wiederholte Durchsicht dieses für das ganze plattdeutsche Sprachgut weit über Ostfrieslands Grenzen hinaus so bedeutsamen Werkes hat sich in mehrfacher Hinsicht gelohnt. Sie eröffnete einen ersten tieferen Einblick in den Reichtum des plattdeutschen Sprachschatzes und manche bis dahin verborgene Möglichkeit, einen hochdeutschen Gedanken nicht einfach ins Plattdeutsche zu übersetzen, sondern ihn viel schöner in das Gewand einer stilechten plattdeutschen Aussage kleiden zu können. Was aber fast noch wichtiger war: die erste alphabetische Ordnung des so gewonnenen, zunächst noch mageren Materials ließ erkennen, daß — methodisch gesehen — der beschrittene Weg richtig zu sein schien.

So ermunternd und erfreulich diese erste Ausbeute war, befriedigen konnte sie noch nicht. Ein Vergleich mit anderen Mundartwörterbüchern hatte mich schon früher davon überzeugt, daß die Mehrzahl der bearbeiteten Wörter auch anderen niederdeutschen Mundarten angehörte. Mir wurde klar, daß mit Hilfe von Nachbarmundarten noch manche Lücke geschlossen werden konnte, ohne der dieser Arbeit zugrunde liegenden Absicht in sprachlicher Hinsicht Gewalt anzutun. Der sinnverwandte Wortbereich war zwar weitgehend erfaßt und mit ihm der plattdeutsche Wortschatz, doch fehlte der plattdeutschen Darstellung des hochdeutschen Stichwortes noch die Würze und die Kraft der Sprache — der plattdeutsche Stil. Die Ausdrucksform mancher plattdeutschen Aussage mußte hinsichtlich des Stils und der Wortwahl oft noch mit den bilderreichen Möglichkeiten, die die plattdeutsche Sprache in so reichem Maße bietet, abgestimmt werden. Es ging mir um die Seele der Sprache und nicht in erster Linie um das Gebiet, in dem eine Mundart zu Hause ist. Aus diesem Grund habe ich keine Bedenken gehabt, die Gebietsgrenze einer Mundart zu überschreiten und auch dort auf verwandte Klänge zu lauschen, um mit einem lebendigen plattdeutschen Stil den Leser zu packen. Mit Rücksicht auf die besondere Art meines Anliegens glaubte ich hierzu berechtigt zu sein.

Ich untersuchte daher auch den Wortschatz der Groninger Mundart, deren innere Verwandtschaft mit der Ostfrieslands schon früher namhafte Gelehrte dieses Sprachgebietes zusammengeführt hatte, auf seine Verwendbarkeit für meine Absichten. Aus diesem Grund wurde das für meine Zwecke brauchbare Material des *Niew Groninger Woordenboeks* von TER LAAN in den Kreis meiner Untersuchungen miteinbezogen. Die von TER LAAN übernommenen Beispielsätze, auf den Lautstand der Heimat gebracht, lassen erkennen, wie unverfälscht und tief dort die plattdeutsche Wesensart noch im Volke verwurzelt ist.

Mein Blick sollte aber nicht auf den Bereich der Mundart Ostfrieslands und des Groninger Landes beschränkt bleiben. Auf der Suche nach guten Entsprechungen für eine stilechte hochdeutsche Aussage gab das fünfbandige *Schleswig-Holsteinische Wörterbuch* von O. MENSING (M) mit einer Fülle guter, auch in Ostfriesland und im übrigen plattdeutschen Raum gesprochener Wendungen und präziser Verdeutschungen den überzeugenden Beweis, daß eine enge innere Verwandtschaft des von MENSING untersuchten Sprachraumes mit dem meiner

Heimat besteht. Mußten für die TER LAAN'schen Beispielsätze erst noch die entsprechenden hochdeutschen Aussagen gefunden werden, so konnte fast in allen Fällen, in denen der Bedeutungswandel nicht das Gesicht eines Wortes oder einer Wendung verändert hatte, MENSINGS hochdeutsche Erklärungen zu plattdeutschen Wendungen übernommen werden.

Das in Arbeit befindliche Werk soll kein Wörterbuch im üblichen Sinne werden, also kein Nachschlagewerk, das einen Wortschatz bis in die letzten Einzelheiten registriert und bis in die letzten Feinheiten sprachwissenschaftlich erläutert. Es weicht daher auch von der uns geläufigen inneren Ordnung und dem Aussehen der Wörterbücher von Literatursprachen ab. Es soll nicht in erster Linie wissenschaftliche Absichten verfolgen. Ich bin z. B. oft gedrängt worden, zur Lösung von Fragen der Besiedlungsgeschichte und auch aus anderen Gründen landschaftliche Verschiedenheiten in Form, Aussprache und Wortbedeutung festzuhalten, um der dialektgeographischen Forschung zu dienen. Aber das Einzugsgebiet bestimmter Wörter oder fester Wendungen genauer durch Ortsangaben zu umreißen, wäre weit über das Ziel hinausgegangen, welches ich mir gesteckt hatte, und wäre auch wohl angebrachter gewesen für ein Wörterbuch, das von der Mundart in die Hochsprache führt.

Es war auch von vorneherein nicht meine Absicht, weitgesteckte, aber ganz anders geartete Wünsche der Sprachwissenschaft oder der Volkskunde zu berücksichtigen, insbesondere bodenständige Wörter im Wandel ihrer Form und Bedeutung durch die Jahrhunderte hindurch zu verfolgen und in das Ganze des germanischen Sprachschatzes einzureihen oder Sitten und Gebräuche auf ihre älteste nachweisbare Form zurückzuführen.

Aus diesem Grund habe ich — zur Enttäuschung des Lexikographen und Sprachforschers — weitgehend auf die Anwendung solcher wissenschaftlichen Prinzipien, wie wortgeographische Verbreitungsangaben, etymologische Erklärungen, lautgetreue Umschriften mit phonetischen Einzelheiten und andere Merkmale verzichtet.

Ich konnte mich insbesondere nicht dazu entschließen, die Volkskunde in ihren verschiedenen Formen miteinzubeziehen, wie TER LAAN und besonders MENSING getan haben. Einmal hätte dies den Rahmen meiner Arbeit gesprengt, zum andern enthalten die Werke von LÜPKES, MENSING, TER LAAN so reiches und vorzüglich ausgebreitetes,

zum Teil auch bebildertes Material, daß ich es auch aus diesem Grund für entbehrlich hielt, hierauf näher einzugehen.

Durch berufliche Tätigkeit außerhalb meiner Heimat seit 25 Jahren der Freude entrückt, am Born der Muttersprache selbst leben und schaffen zu dürfen, weiß ich wie kein anderer die Verdienste meiner Mitarbeiter

Oberstudienrat a. D. THEODOR KUIPER aus Norden

Hauptlehrer a. D. WILHELM GROENEVELD aus Osteel

Hauptlehrer a. D. HEYE COORDES aus Aurich

Bauer JAQUES GROENEVELD aus Bunderhee

Schriftsteller JOHANN SCHOON aus Spetzerfehn

zu schätzen. Ohne die tatkräftige Unterstützung dieser Herren hätte das umfangreiche Werk nicht seine endgültige Gestalt gefunden. Ihr fachliches Wissen, ihre Beherrschung des Plattdeutschen, ihre enge Verbundenheit mit der Heimat und ihre bedingungslose Einsatzfreudigkeit sind gar nicht hoch genug einzuschätzen. Alle Herren haben mir unermüdlich geholfen, durch kluge Ratschläge diesem Werk die prägende Gestalt zu geben und mit Liebe, Verständnis und Geduld wieder zusammenzutragen, was für viele schon als verloren galt. Hätten sie nicht fast ausnahmslos im Ruhestand gelebt und somit Zeit und Ruhe für die zum Teil sehr selbständige Bearbeitung umfangreicher Stoffgebiete gehabt, wäre alle Mühe umsonst gewesen.

Um dem Freund des Plattdeutschen eine ungefähre Vorstellung von unserem neuartigen Wörterbuch zu vermitteln, sei hier als Probe der Artikel 'Eile' dargeboten:

Eile

Iel: 't hett noch heel geen I., dat dat Koorn unner Dack kummt. Warum so'n I., wi bruken doch neet hen to swelen! 't hett geen I., sä de Jung, do sull he wat vör de Bux hebben.

Der sinnverwandte Wortbereich

Ielen: kummt 't neet mit I., so kummt 't mit Wielen. —

Draft: 't geiht all in D. 't geiht mit een Been in D. (etwas in E.). —

Drift: wat hest du för D., dat du al weer wegwullt/ Dar sitt D. achter. He hett heel geen D. bi sien Wark. —

- Drockt(e): in all de D. hebb ik dat heel vergeten (scherzh. von einem, der geschäftig tut, aber nichts schafft).
He kann't vör luter D. neet wachen, dat he wat deit. —
- Drieveree: 't is alltied so'n D., un't is nett, as wenn een sien Levend geen Tied mehr gönnt worden kann.
Wat sall de Drieveree! —
- Fahrt: he is alltied so in de F. Dat kann ik so in de F. neet seggen. —
- Flügt: 't geiht all in de F. bi hum. 't was all in de F. in sien Huus. Dat bruukt neet all in de F. gahn, laat de Budel man sacht anlopen! Ik bün dar man so in de F. even anwest. Man kann't woll sehn, dat dat in de F. maakt is. —
- Für: he sitt alltied vull F. —
- Haast: dat gung all in een H. wieder. Wat man in de H. un Flügt maakt, word meesttieds neet good. Ut de H. kummt nix Goods (M). All H. is geen Spood (Gewinn). Wo groter H., wo minner Spood (M). H. hollt neet fast (ergibt nichts Dauerndes).
Tied un Tog, nix in de H. as Flohfangen! (M). All H. kummt van de Düvel. H. hett de Düvel schoten (wenn jem. mit Eile Schaden anrichtet) (M). Dat deit de H., sä Ulenspiegel, do leet he'n Mustertpott fallen (M). —
- Hits: H. un Haast: dat gung in H. u. Haast (M). Dat hett he in de H. daan. —
- Iefer: dat is hum in de I. so offallen (war unbeabsichtigt). —
- Loop: 't is all in de L. liggenbleven. —
- Nood: dar is N. um. Dat hett noch geen N., dat de Tuffels rüdd't worden. Wenn he mal bi uns is, denn hett he gliek so'n N., dat he weer na Huus kummt. Hoge N. is vör de Fall, *na* de Fall kummt Lieden (M) (vorgetan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht). —
- Ruff: se hett dat all in so'n R. (in fliegender E.) klaar un daan. Dat gung all in de R. (in größter E.). He nimmt dat so in de R. mit. Se smeeet sük in de R. in de Kleer (zog sich in größter E. an). Dat is man so'n R., denn sünd wi d'r west (bibl. das Leben fährt schnell dahin). —

Hochdeutsche Wendungen

‘ich habe Eile’

Ik hebb’t drock, kann’t neet wachten, dat . . . Hebb geen Tied. —

‘ich habe keine E.’

Mi jaggt nüms. Ik kann’t noch woll doon. —

‘er hat keine E.’

He kummt alltied mit de leste Zug, mit ’t leste Schipp an de Wall. —

‘es hat E.’

’t kann geen Wachten lieden. ’t mutt in de Sprang gahn. ’t brannt (d’r um). —

‘es hat keine E.’

’t steckt so nett neet. ’t bruukt neet glik wesen. Dar is noch Tied genug. —

‘es hat keine E. mit dem Bezahlen’

Dat löppt neet weg, bruukt neet glieks wesen. Laat man eerst sitten. Ik bruk d’r noch geen Brood för kopen. —

‘er hat immer große E.’

He steiht alltied unner Damp. Hett geen sittende Närs. —

‘es geht auch ohne E.’

De sacht(e) löppt, kummt ok na Huus. Langsam fahrt, kummt ok na de Markt (M). Koom ik vandage neet, so koom ik mörgen. —

‘etwas in E. machen’

Wat halter di palter, hulter di pulter, Hals over Kopp maken. Mit’n gleinige Nadel naihen. —

‘er hat immer große E.’

He is naar brannerg. Hett de Rietwurm in de Närs. —

‘er fuhr in rasender E.’

He fohr, as wenn he Peerd un Wagen stohlen harr. He joog as’n Mallen; as de Düvel; vör’t Störten. ’t gung d’r langs, as wenn de Düvel Afkaten fahrt (M). He hull hum d’r langs, dat’t man so ratterde. —

‘warum so große Eile?’

Warum sall’t nu al tomal oder mit’n mal gahn? Büst bang, dat du to laat kummst? Dat Hangen hett geen Haast. De mit Ossen fahrt, kummt ok na de Markt (M). Hardlopers sünd Doodlopers. —

Ansporn zur Eile

Stengel di! 't gifft Karmelkbree (Pannkook etc)! Stengel di,
Buck, sall(s)t Hafer hebben! 'Tied genoeg' (jemand, der diese
Redewendung stets gebrauchte) is in't Heff (Watt) bleven
(ertrunken).

Loga bei Leer (Ostfriesland)

OTTO BURMAN

Putzig

Alle niederdeutschen Mundartlandschaften, aber auch Teile des Rheinischen und Hessischen kennen das Wort *putzig* in den Bedeutungen 'schnurrig, lustig, possierlich, drollig, absonderlich', das Nordniederdeutsche, Westfälische und Rheinische stellenweise auch noch das jenem Adjektiv zugrundeliegende Substantiv *Putz(e)* 'Spaß, Vergnügen, Posse, Schabernack, Schelmenstreich'.

Die Etymologie ist noch nicht geklärt. Gegen die von KLUGE vermutete und von GÖTZE, HIRT-WEIGAND 496 und FALK-TORP 853 als gesichert betrachtete Herleitung von *putzig* aus mhd. *butze* 'Popanz' spricht vor allem die Wortgeographie: ersteres ist ein im wesentlichen niederdeutsches, letzteres ein hochdeutsches Wort. Die im Rheinischen Wörterbuch 6, 1247 von JOSEF MÜLLER vertretene Auffassung, *Putz* 'Schlag' habe in übertragener Anwendung die Bedeutung 'Posse' ergeben, scheidet an bedeutungsgeschichtlichen Schwierigkeiten. Die semantisch so einleuchtende Gleichsetzung von nd. *Putz(e)* und hd. *Posse*, die von HELLQUIST 799 befürwortet wird, hat wiederum wegen der konsonantischen Verschiedenheit keinen Anklang gefunden. Und doch dürfte HELLQUISTS Ansicht der Wahrheit nahe kommen, wenn gleich die Verwandtschaft der beiden Wörter etwas weitläufiger ist, als er annahm. Denn nd. *Putze* und *putzig* sind offensichtlich aus den gleichbedeutenden und lautlich genau entsprechenden nl. *po(e)ts* und *potsig* entlehnt worden. Das nl. Substantiv aber ist wahrscheinlich entstanden aus einer Kreuzung von mfrz. *pocher* 'etwas nach einem Muster bilden, eine Figur nach den Umrissen einer andern zeichnen, nachahmen' (FEW 16, 639) und nl. *boots, boets* 'Tonmodell, Skizze, Entwurf auf Papier, Spaß, Posse', *bootsen* 'modellieren, nachahmen, nachäffen, Possen reißen', die im 14. Jh. aus afrz. *bocer* 'bossieren, die Rohform eines Bildwerks herausarbeiten, weiche Massen formen'

(FEW 1, 468) entlehnt wurden. Auf das letztgenannte französische Wort geht auch unser hd. *Posse*, früher *Bosse*, zurück, aber es ist nach Ausweis des *-ss-* später als nl. *boots* unmittelbar aus mfrz. *bosse* 'Relief, spaßige Darstellung' übernommen worden. Im Rheinland treffen, wie in vielen ähnlichen Fällen, süddeutsches *Bosse*, *bossig* und nl.-nd. *Putz*, *putzig* zusammen (Rh. Wb. 1, 883; 6, 1247).

Da das aus dem Nd. entlehnte schwed. *puts* 'Schelmenstreich' seit 1602 bezeugt ist (SAOB: *puts*³), dürfte das nd. Wort im 16 Jahrhundert aus dem Niederländischen entlehnt worden sein.

Münster

WILLIAM FOERSTE

CHRONIK

Mundartforschung

Für die sprachliche Urgeschichte des Rhein-Weser-Raums ist JAN DE VRIES' Buch über die Beziehungen zwischen Kelten und Germanen¹ von Bedeutung. Nach der Darstellung des bekannten niederländischen Gelehrten kam es in der Kölner Bucht zur ersten Begegnung zwischen den Kelten, die vom Oberrhein nordwärts vorstießen, und den aus dem Nordostseegebiet nach Süden drängenden Germanen. Seit dem 3. Jh. v. C. sind die Gallier in fortwährendem Rückzug vor den Germanen. Das Rhein-Weser-Gebiet war damals weder keltisch noch germanisch; hier saß noch die kulturell wahrscheinlich rückständige Urbevölkerung, die sich auch vor den von Osten eindringenden Germanen zurückzog und z. T. nach England abwanderte. In den mancherlei Ähnlichkeiten zwischen Kelten und Germanen hinsichtlich des Aufbaus der Priesterklassen, der Götterwelt und Opferbräuche, der Institution der Gefolgschaft und der von ihr getragenen Heldenlied-Dichtung sieht DE VRIES weniger einen Kultureinfluß der La Tène-Kelten, die im nordwestlichen Europa eine führende Rolle gespielt haben, als gemeinsame Bewahrung alten indogermanischen Erbes. Die Dichtung der Kelten und Germanen, die in Stabreim und Kenningar so auffallende formale und stilistische Übereinstimmungen zeigt, offenbart zugleich einen tiefen Wesensgegensatz beider Völkergruppen: das germanische Heldenlied spielt ganz im Diesseits, in einer Welt rein menschlicher Beziehungen, während die keltische Sage gern Alltägliches mit Übernatürlich-Wunderbarem verbindet. Als sich in der La Tène-Zeit beide Welten im Rheingebiet begegneten, erhielt die niederrheinische Siegfriedgestalt nach J. DE VRIES aus der keltischen Dichtung jene märchenhaft-unwirklichen Züge (Schwertprobe, Hornhaut, verwundbare Stelle, Kenntnis der Vogelsprache, Waberlohe), die sich in irischen Sagen wiederfinden.

Ähnlich wird die sprachliche Urgeschichte des kontinentalgermanischen Nordwestens von HANS KUHN beurteilt. In seiner Untersuchung über die mit *p-* anlautenden Wörter im Germanischen² kommt er zu dem Ergebnis, daß Norddeutsch-

¹ JAN DE VRIES, *Kelten und Germanen*, Bern und München (Francke) 1960, 139 S.

² HANS KUHN, *Anlautend p- im Germanischen*, Zeitschrift für Mundartforschung 28, 1961, 1—31.

land und die Niederlande das Kernland dieser meist zur alltäglichen Sprache einer Unterschicht gehörenden *p*-Wörter sind. Im Oberdeutschen, vor allem aber im Westnordischen sind sie selten. Dieser geographische Befund wird durch die Fluß-, Orts- und Personennamen gestützt, und KUHN folgert daraus, daß die Germanen „in Nordwestdeutschland und den Niederlanden andere indogermanische, jedoch nicht keltische Gruppen überlagert und assimiliert“ haben. KUHNs Material ist in der Tat eindrucksvoll, wenngleich bei genauerer Untersuchung der einzelnen Wörter zweifellos manches ausgeschieden werden muß, etwa die romanischen Lehnwörter *platt* < *plattus*, dessen Verbreitung bis ins Macedorumänische reicht, *Pfette* < lat. *patena* (nicht *patina!*), *Pfennig*, das m. E. am ehesten auf lat. *pannus* zurückgeht, wahrscheinlich auch *Pfeife* 'Rohr, Flöte', weil es im Romanischen die genaueste Entsprechung hat, auch *prammen*, *premsen* 'pressen', das man nur ungern von provencal. *premsa* 'Petschaft', katal. *premsa* 'Obstpresse' usw. lösen möchte, mnl. *palmen* 'fassen', dessen Entlehnung aus afrz. *palmer*, *paumer* nicht zu bezweifeln ist, und nl. *pal* 'feststehend, unbeweglich', das schwerlich von nl. *pal*, frz. *pallette*, engl. *pallet* 'Sperrklinke' (lat. *pala*) getrennt werden kann.

Während die *p*-Wörter nur von einem nicht-keltischen Volk übernommen sein könnten, erwägt TH. FRINGS für einen charakteristischen Lautvorgang im nordwestlichen Westgermanischen, den Wandel *ft* > *cht*, umgekehrt die Wirkung einer „belgisch-keltischen Unterschichtung der Istwäonen“³. Überzeugt, daß es „eine verhängnisvolle Gepflogenheit ist, Niederländisches, Rheinisches, Niederdeutsches getrennt zu behandeln“, zeichnet FRINGS, ausgehend von dem kürzlich durch W. PÉE besprochenen westfläm. *kachtel* 'Fohlen' < rom. *capitale*, ein fesselndes Gesamtbild dieses seit dem 8. Jh. im Bereich Schelde, Maas, Niederrhein, Westfalen mit dem Zentrum im weitesten Raum um Köln erkennbaren Lautwandels. Er sieht die Entwicklung *ft* > *cht* im Zusammenhang mit „Entstehung, Entwicklung und Ausdehnung des Kampfbundes der Franken, des fränkischen Stammes, aus dem inneren Westfalen, dem Bereich der Brukerer in der Gegend von Münster über die Niederlande an Maas und Schelde, über Nordfrankreich und über den Nieder- und Mittelrhein, bis an den Main. Wir sind so kühn anzunehmen, daß die Grundlagen des Wandels in die vormerowingische Zeit hinaufreichen.“ FRINGS denkt sich die Form *kachtel* durch Lautersatz (Umlautung) entstanden: im Germanischen wurde die unbekannt romanische Verbindung *pt* ersetzt durch *cht*. „Eine *ft*-Stufe ist nicht belegt, in dem bäuerlichen Wort auch kaum anzunehmen, zudem nicht notwendig.“ Ein mehr strukturalistisch denkender Betrachter würde demgegenüber mit J. FOURQUET, *Les mutations consonantiques du germanique*, Paris 1948, 96ff. auf den durchgehenden westgermanischen Wandel von *pt* > *ft* (ae. *riftere* 'Sichel' zu *ripan*, lat. *scripta* > ae. *scrift* 'Beichte'), *ct* > *cht* (lat. *tractare* > ae. *trabtian*, dt. *trachten*), *ps* > *fs* (ae. *waps* neben *wafs* 'Wespe') und *ks* > *chs* (*buxum* > ahd. *bubsboum*) hinweisen, der eine einheitliche Entwicklung im gesamten Westgermanischen nahelegt (also **captale* > **caftel* > *kachtel* wie *Hepternaca* > *Efternaca* 895 > *Echternach* usw.) und uns fragen läßt, ob es richtig ist, daß „Formen des Niederdeutschen wie *kofte* 'kaufte', *dofte* 'taufte' nicht anders zu beurteilen sind als etwa *hoftyt* 'Hochzeit', Bildungen also aus westfälischem Typ *kochte* in der Unsicherheit *ft/cht*.“ Daß die Opposition *f/cht* vor *t* übrigens auch im deutschen Südosten einst

³ THEODOR FRINGS, *Flämisch kachtel* 'Füllen', lateinisch *capitale*, und der Übergang von *ft* zu *cht*, deutsch *Kraft*, niederländisch *cracht*, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, E. Karg-Gasterstädt gewidmet, Halle (VEB Max Niemeyer Verlag) 1961, 363—93.

fast neutralisiert gewesen sein muß, erkennt man noch an dem bair.-tirol. *Glifter* 'Gelichter'.

H. M. HEINRICHS behandelt den erwähnten Wandel *ft* > *cht* und die Weiterentwicklung von *cht* > *t* zusammen mit dem Wechsel *f, v/ch, g* und der Gutturalisierung (z. B. in rhein. *Kinder* > *Kenger*, *Zit* > *Zick*) in einer gründlichen Studie⁴ unter soziologischem Aspekt. Die mittelalterlichen deutschen Texte erstreben alle eine schriftsprachliche Norm; eigentlich mundartliche Überlieferung gibt es praktisch nicht. Er fragt sich deshalb, wie man trotzdem Wortschatz, Formen und Lautung der mundartlichen Sprache der „Grundschrift“ erfassen kann, die sich auch damals schon von der Sprache der „Mittelschicht“ und „Hochschicht“ abgehoben haben dürfte. HEINRICHS sieht eine Möglichkeit dazu in der Analyse gewisser Namensformen, Verschreibungen, hyperkorrekter Formen und mundartlicher Reimbindungen. Das imponierende Material, das er aus der urkundlichen und literarischen Überlieferung zusammengetragen hat, rechtfertigt seinen methodischen Ansatzpunkt. Er kann nachweisen, daß die genannten konsonantischen Wandlungen früher bedeutend weiter verbreitet gewesen sein müssen als in den heutigen Mundarten. So war z. B. die Entwicklung von *cht* > *t*, etwa in *recht* > *ret*, noch im 13. Jh. vom Kölner Raum bis ins Alemannische und von Lothringen bis ins Bairische verbreitet, wie schon GLEISSNER und FRINGS 1941 festgestellt hatten. Nach HEINRICHS ist dies aber eine Erscheinung der sprachlichen Grundschrift, die wahrscheinlich mit dem entsprechenden französischen Lautwandel zusammenhängt, aber auch im Altniederdeutschen, vor allem jedoch im Nordischen stattgefunden hat. „In der ganzen Germania taucht also diese Lautung auf. Das bedeutet dann aber, daß die Grundschriften der verschiedenen germanischen Sprachen viele Gemeinsamkeiten haben konnten, ferner, daß bestimmte Erscheinungen oder Entwicklungen der Grundschrift(en) . . . länderweite Verbreitung gewinnen können, ohne daß die Hochschicht zuerst davon Kenntnis nimmt oder unmittelbar davon berührt wird.“ HEINRICHS rechnet mit einem hohen Alter dieser Erscheinungen, das z. T. bis in die Völkerwanderungszeit zurückreichen dürfte. Ja, er erwägt die Möglichkeit, daß wir „auch schon in der sogenannten gemein-germanischen Zeit mit verschiedenen Sprachschichten rechnen müssen“ und „daß unter dem 'Hochgermanischen' schon lange vor dem Zerfall in Einzelsprachen grundschriftliche (mundartliche) Lauterscheinungen und -entwicklungen vorhanden waren, die nach oben dringen konnten, als durch die Verschiebungen im Wirbel der Völkerwanderungszeit die Einheit des hochschichtlichen Gemein-germanisch zerrissen worden war.“

Zu sehr aufschlußreichen Erkenntnissen über die große Diskrepanz zwischen gesprochenem und geschriebenem Althochdeutsch infolge weitgehender Stilisierung der Urkundensprache kam S. SONDEREGGER⁵ durch einen sprachlichen Vergleich der älteren St. Galler Urkunden mit den großenteils erhaltenen Vorakten, d. h. Konzepten, die den Schreibern als Gedächtnisstützen dienten. Die ahd. Namen der Vorakte stehen der gesprochenen Sprache viel näher als die der stilisierten, ins lateinische Formular eingebetteten Urkundensprache. „Die vielen Assimilationsformen, Nebensilbenabschwächungen, Verschleifungen, Reduktionen von

⁴ H. M. HEINRICHS, „*Wye grois dan dyn andait eff andacht is . . .*“ Überlegungen zur Frage der sprachlichen Grundschrift im Mittelalter, Zeitschrift für Mundartforschung 28, 1961, 97—153.

⁵ STEFAN SONDEREGGER, *Das Althochdeutsche der Vorakte der älteren St. Galler Urkunden*, Zeitschrift für Mundartforschung 28, 1961, 251—86.

ersten oder zweiten Kompositionsgliedern zeigen, daß in der gesprochenen Sprache des 8. und 9. Jhs. bis zu zweihundert Jahren früher jene Lauterscheinungen zu wirken begannen, welche nachgerade das Spätalthochdeutsche des 10. und 11. Jhs. charakterisieren.“ SONDEREGGERS Feststellungen warnen uns wieder eindringlich vor einer Gleichsetzung von Sprechsprache und Urkundensprache. Von besonderer Bedeutung für die Namenforschung sind die von ihm genauer als bisher formulierten Latinisierungsgesetze für ahd. Personennamen.

In welchem Grade die Beurteilung und historische Deutung dialektgeographischer Fakten von gewissen sprachwissenschaftlichen Axiomen abhängig ist, zeigen zwei Arbeiten zur rheinischen Sprachgeschichte, die zu diametral entgegengesetzten Resultaten führen. In dem posthum veröffentlichten Vortrag des allzu früh verstorbenen luxemburgischen Mundartforschers R. BRUCH⁶, der die Ergebnisse früherer Untersuchungen zusammenfaßt, erscheint der luxemburgische Westrand der kontinentalen Germania nicht nur als beherrschbarer Reliktraum in den sprachlichen Auseinandersetzungen zwischen Nord und Süd (etwa in *Fläsch* 'Flasche', *Sester* 'Schwester', *Uessen* 'Ochsen'), sondern auch als naturgegebene Einbruchsstelle westfränkischer Impulse. Denn „hier mündet das Pariser Becken zwischen Eifel und Hunsrück in der germanischen Wittlicher Senke, hier lagen die arnulfingisch-pippinischen Stammlande, hier sammelte das Geschlecht der Ardennergrafen beiderseits der heutigen Sprachgrenze ihr luxemburgisches Territorium, hier ragte die Trierer Kirchenprovinz bis nach Ivoix in die Romania hinein.“ Das „West-Ost-Gefälle reichsfränkischer Macht-, Kultur- und Kirchenpolitik“ führte nach BRUCH zu einer Mosel-Staffellandschaft, die sich dem Betrachter moderner dialektgeographischer Karten als „eine beachtliche Anzahl in konzentrischen Halbkreisen zwischen Aachen und Metz auf der Sprachgrenze aufgestützter Isoglossenstränge“ darbierte. BRUCHS Beweise für diese kühne Hypothese sind jedoch unzureichend. Einige Erscheinungen (Akkusativ statt Nominativ, Komparativ durch *mehr*, *er wilt* = rom. *vult*) dürften zwar durch romanischen (nicht westfränkischen) Einfluß zu erklären sein, aber ein unbefangener Beurteiler wird sich schwerlich davon überzeugen können, daß der Verfall der Endsilbenvokale, nur weil sie im Fränkischen zuerst feststellbar ist, durch westliche Impulse aus dem Pariser Becken ausgelöst sein soll oder daß die Entwicklung des unumgelauteten ahd. *iu* > *ü* > *au* (Typ *Naumburg*) sich aus dem oberlothringischen Raum ostwärts verbreitet habe. In diesem und vielen ähnlichen Fällen ist das dialektgeographische Prinzip, dem die Sprachforschung wichtige und unverlierbare Einsichten verdankt, entschieden überanstrengt und einseitig angewendet. Die Dialektgeographie entstand am Ausgang des vorigen Jahrhunderts aus der Opposition zu den Junggrammatikern, die die sprachlichen Veränderungen einseitig aus internem Lautwandel („Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze“) erklärten, und ist dadurch ihrerseits oft in das entgegengesetzte Extrem verfallen, alles sprachliche Leben expansiologisch als Sprachausbreitung, d. h. durch „Verkehr“ ermöglichte sprachliche Nachahmung zu erklären. Es ist deshalb begreiflich, daß in der neuesten Forschung das Pendel wieder stark nach der andern Seite ausschlägt, indem mit Nachdruck auf die autochthone Lautentwicklung und gleichgerichtete polygenetische sprachliche Entfaltung aus gleichartigen sprachbiologischen Voraussetzungen, wie keimhaft vorhandener Anlagetendenz und ererbten konstitutiven Faktoren (Prädisposition), hingewiesen und neben der geographischen eine stär-

⁶ ROBERT BRUCH †, „*Pariser*“ *Impulse in der Frühgeschichte der deutschen Mundarten*, Rheinische Vierteljahrsblätter 25, 1960, 300—16.

kere Berücksichtigung der sprachsoziologischen und -historischen Komponente gefordert wird.

Solche Überzeugungen, wie sie sehr klar in P. LESSIAKS erstaunlich anregenden *Beiträgen zur Geschichte des deutschen Konsonantismus* (1933) ausgesprochen und neuerdings von O. HÖFLER wieder nachdrücklich vertreten wurden, liegen auch der Habilitationsschrift R. SCHÜTZEICHEL über die Grundlagen der westmitteldeutschen, insbesondere mittelrheinischen Sprachgeschichte⁷ zugrunde. Als Anhänger einer Sprachforschung, die sich um Synchronisierung sprachlicher und historischer Fakten bemüht, gibt er im ersten Teil seines Buches eine auf ungewöhnlicher Literaturkenntnis beruhende Darstellung der vor- und frühgeschichtlichen Entwicklung des westmitteldeutschen Raumes. Obwohl sich schon in der späten römischen Kaiserzeit engere Verzahnungen einiger Völkerschaften, insbesondere zwischen Elbgermanen und Weser-Rhein-Germanen oder den nachmaligen Franken und Hessen (Fluß- und Ortsnamen auf *-apa*, bzw. *-lar*) feststellen lassen, sind doch die Gruppierungen dieser Zeit noch nicht eigentlich von Bedeutung. Erst die in der Völkerwanderungszeit sich bildenden Großstämme (Wehrverbände) der Alemannen, Thüringer, Sachsen und Franken legten die entscheidenden Grundlagen der deutschen Sprachgeschichte. Auf Grund einer eingehenden Analyse der politischen und kulturellen Verhältnisse der Merowingerzeit legt SCHÜTZEICHEL in Auseinandersetzung mit MAURER und vor allem BRUCH dar, daß westgermanische oder speziell mitteldeutsche Lauterscheinungen nicht durch weitreichende merowingische „Kulturströmungen“ erklärt werden können; denn die neuere Geschichtsforschung habe festgestellt, daß der Rhein faktisch die Grenze des Merowingerreiches bildete. Wohl aber werden linksrheinisch in merowingischer Zeit „die weser-rhein-germanischen und elbgermanischen Zusammenhänge und Bindungen in Räumen mittlerer Größe von Westen her politisch, kirchenpolitisch und kulturell überformt und in ihren im groben feststehenden Abgrenzungen ausgebildet.“ So entstand eine dreifache Staffelung, die „im Süden durch die alemannische Unterschichtung, im Moselraum durch das stark gallo-romanische Element, nördlich davon durch die hier besonders intensive fränkische Siedlung vorbestimmt war.“ In diametralem Gegensatz zu der bisherigen, von TH. FRINGS begründeten Ansicht kommt SCHÜTZEICHEL nach eingehender Analyse der urkundlichen Namenüberlieferung zu dem Ergebnis: „Die Lautverschiebung in den Rheinlanden als Ganzes kann nicht als Import aus dem Süden verstanden werden; sie dürfte auf mittelfränkischem Boden autochthon und jedenfalls sehr viel älter sein, als die herrschende Lehre annahm.“ Besonders eingehend untersucht er das in merowingischer Zeit entstandene Land Ribuarien, das eine Mittelstellung einnahm zwischen den in die merowingische Reichskultur stark einbezogenen Mosellanden und dem fast gänzlich abseitigen Hattuarien, das um 700 unter dem Ansturm der Sachsen zusammenbrach. Während Ribuarien mit den südlicheren Rheinlanden die Prädisposition zur Lautverschiebung teilt, geht diese dem Niederrhein, der äußersten Randzone des Merowingerreiches, wegen der friesisch-sächsischen Durchdringung und Beeinflussung ab. „Erst im 9. Jh. kann sich hier eine weiträumigere Ausstrahlung Kölns Bahn verschaffen.“ Die als „Benrather Linie“ bekannte Nordgrenze der Lautverschiebung, die nach SCHÜTZEICHEL'S Interpretation der Namenüberlieferung „wenigstens im 11. und 12. Jh. voll entfaltet ist“,

⁷ RUDOLF SCHÜTZEICHEL, *Die Grundlagen des westlichen Mitteldeutschen*, *Hermæa*, Germanistische Forschungen, Neue Folge Bd. 10, Tübingen (Max Niemeyer) 1961, LIV und 336 S.

muß demnach als Ausgleichlinie verstanden werden. Auch Sachsen geriet in karolingischer Zeit in den Bereich Mainzischer und Kölnerischer Ausstrahlung, aber gleichwohl blieb die Sachsendgrenze „als unaustilgbare Grundlinie bestehen.“ — Die rheinische Forschung wird prüfen müssen, ob SCHÜTZEICHEL, der durch seine Untersuchungen zur mittelhheinischen Urkundensprache⁸ vor übertriebenem Expansilogismus und rascher Rückprojizierung heutiger Mundartgrenzen in die Vergangenheit gefeit war, die Bedeutung der Sprachbewegung (deren Möglichkeit er natürlich keineswegs leugnet), etwa unterschätzt hat. Eine gewisse Bestätigung sowohl der SCHÜTZEICHELschen These als auch der scheinbar damit unvereinbaren expansiologischen Theorie deutet HEINRICHS in seiner erwähnten Abhandlung an, indem er mitteilt: „Ich habe sehr viele Beispiele gesammelt, die m. E. dartun, daß noch im späteren Mittelalter im Kölner Raum in der Grundschicht weitgehend unverschobene Formen gebraucht wurden, daß aber anderseits gewisse bodenständige Lautentwicklungen dem Eindringen verschobener Formen Vorschub leisteten.“ — Alles sprachliche Leben besteht ja in einer unaufhörlichen Wechselwirkung zwischen autochthonem Sprachwandel und soziologisch oder soziographisch bedingter Sprachbewegung. Aus diesem Wechselspiel beider Kräfte resultiert der sprachliche Habitus einer Gruppe oder Landschaft. Von der Sprachform her, gleichsam der Resultante, Stärke und Richtung der beiden sprachlichen Kräfte zu rekonstruieren, gehört zweifellos zu den schwierigsten Aufgaben der diachronischen Sprachforschung.

Einen bedeutsamen Beitrag zu diesem seit HÖFLERS Arbeiten wieder im Vordergrund stehenden Problem verdanken wir dem bekannten Leningrader Germanisten V. M. SCHIRMUNSKI⁹. Auch er geht davon aus, daß „die Frage nach dem Verhältnis innerer gesetzmäßiger Entwicklung und äußerer Einwirkung auf eine dialektische Weise behandelt werden muß. Sehr oft steht der äußere Einfluß außer Frage, doch seine Wirkung wurde erst durch das Vorhandensein von ähnlichen inneren Entwicklungstendenzen ermöglicht. Das Beispiel einer Nachbar-Mundart ist in einem solchen Falle lediglich ein Anstoß für die spontane 'Entfaltung' potentieller Möglichkeiten, die schon in der Artikulation oder in dem grammatischen Bau der betreffenden Mundart gegeben waren.“ An zwei Beispielen aus dem Bereich der mundartlichen Formenlehre, der Pluralbildung bei Hauptwörtern und dem Rückumlaut bei Verben, weist SCHIRMUNSKI nach, wie allgemeine gesetzmäßige Entwicklungstendenzen „zugleich durch Wechselwirkungen mit dem gesamten phonetischen und grammatischen System der betreffenden Mundart auf verschiedene Weise individuell modifiziert werden.“ Im Oberdeutschen haben die analogisch umgelauteten Mehrzahlformen (*die Täg, Ärm, Häl'm, Hünd* usw.) deshalb besonders stark gewuchert, weil die alte Pluralbildung durch den Schwund des *-e* ziemlich früh gefährdet war, während im Ostmitteldeutschen und Niederdeutschen, wo diese Gefahr geringer war, nur relativ wenige umgelautete Plurale bei Maskulina vorkommen. Entsprechendes gilt von der Pluralbildung der Neutra auf *-er* (z. B. elsäss. *Hamder* 'Hemden', *Spëler* 'Spiele' usw.). Ferner stellt der russische Gelehrte einen Zusammenhang zwischen der Bewahrung der einfachen Vergangenheitsform und dem Rückumlaut fest derart, daß diejenigen hd. Mundarten, in

⁸ RUDOLF SCHÜTZEICHEL, *Mundart, Urkundensprache und Schriftsprache. Studien zur Sprachgeschichte am Mittelrhein*, Rheinisches Archiv 54, Bonn (Röhrscheid) 1960, 141 S.

⁹ VIKTOR M. SCHIRMUNSKI, *Zur vergleichenden Formenlehre der deutschen Mundarten (Gesetzmäßigkeiten der Formenentwicklung)*, Beiträge . . . [vgl. Anm. 3], 297—311.

denen das einfache Präteritum fehlte und das Partizip mit seinem Rückumlautvokal dadurch isoliert wurde (*rennen* : *gerannt*), dieser beseitigt wurde, während solche hd. Mundarten, in denen das einfache Präteritum erhalten blieb, auch den Rückumlaut bewahrt haben. Von den nd. Mundarten kennt vor allem das Westfälische noch diesen alten Vokalwechsel. Das Nordniederdeutsche hat ihn sogar bei den Stämmen auf *-nn* und *-nd* (*brennen*, *wenden*) aufgegeben, weil dort in diesem Falle, wie SCHIRMUNSKI erkannt hat, die Unterstützung durch die starken Verben mit dem Präteritum auf *a* + *nn/nd* fehlte, da diese hier den Pluralvokal *u/ü* verallgemeinert haben (z. B. *ik binn* : *bünn* 'binde : band').

Über den in nord-westgermanischen Sprachen begegnenden Konsonantenwechsel *f/χ* und *v/g* (wozu man als Sonderfall auch den oben erwähnten Wandel *ft* > *cht* rechnen kann), hat O. LEYS¹⁰ an Hand einer interessanten Belegsammlung vor allem aus niederländischen Personen- und Ortsnamen, z. B. *Verschaeve* | *Verschaege* (zu fries. *skage* 'Landvorsprung', an. *skógr* 'Wald'), aber auch aus dem appellativischen Wortschatz niederländischer Mundarten, wie westfläm. *genoef* 'genug', *tewel* 'Zügel', ausführlich behandelt. Auch das Westfälische, vor allem aber das Brandenburgische kennt ähnliche Erscheinungen, letztere sind aber wohl, wie TEUCHERT annimmt, durch die Sprache der niederländischen Siedler stark gestützt worden, so daß es sich bei dem Wechsel *g/v* bzw. *χ/β*, der in beiden Richtungen erfolgen konnte, im wesentlichen doch um eine westliche Erscheinung handelt. Im Gegensatz zu TEUCHERT, der mit dem Zwischenstadium eines vokalisiert Reibelauts, darauf Hiattfüllung durch eine neue Konsonantenbildung rechnete, lehnt LEYS mit DIETH eine solche Zwischenstufe ab, läßt also z. B. mnd. *dwerch* 'Zwerg' direkt in *dwarf* (Br. Wb.) und *swevel* in ostnl. *swegel* 'Schwefel' übergehen. Da dieser Konsonantenwechsel nicht so sporadisch ist, wie man früher annahm, fordert LEYS mit Recht seine stärkere Berücksichtigung bei etymologischen Erklärungen. So konnte sich m. E. westfläm. *lavuit* 'Auslachen' < **lachuit* deswegen mit *schavuit* 'närrische Vorspiegelung' kreuzen, weil silbenauslautendes *-ch* und *-f* im Westflämischen praktisch zusammengefallen waren.

D. HOFMANN kam zu aufschlußreichen Erkenntnissen über die Betonungsverhältnisse im älteren Westgermanischen auf Grund einer von ihm entdeckten merkwürdigen Akzentverschiebung in der seit dem 18. Jh. verklungenen friesischen Mundart des Landes Wursten (zwischen Wesermünde und Cuxhaven)¹¹. In zwei Wörterverzeichnissen von 1688 und etwa 1720 finden sich Formen wie *snub* 'Sohn', *smubr* 'Sommer', *kema* 'kommen' usw., die sich aus altfries. *sunu*, *sumur*, *koma* entwickelt haben, indem der Akzent sich auf die Endsilbe verschob und der Stammsilbenvokal infolgedessen geschwächt wurde oder ganz schwand. HOFMANN hat nicht nur die Gesetzmäßigkeit dieser Entwicklung erkannt, sondern sie auch in die friesische Sprachgeschichte eingeordnet: Schon im Rüstringer Weserfriesisch des 13. Jhs. sind *i*, *o* und *u* in unbetonten Endsilben nur dann erhalten, wenn sie unmittelbar nach kurzer, offener Stammsilbe stehen (*hiri* 'Heer', *bodo* 'Gebote', *sunu* 'Sohn'). Dieselben Verhältnisse setzen die wangeroogischen und wursterfriesischen Dialekte voraus. In beiden Mundartgruppen wurden diese Auslautvokale gedehnt und im Wurster Friesisch außerdem der Hauptton auf diese Vokale ver-

¹⁰ O. LEYS, *De wisseling v/g, f/χ in het Nederlands en de verwante talen*, Mededelingen van de Vereniging voor Naamkunde te Leuven en de Commissie voor Naamkunde te Amsterdam 36, 1960, 125—50.

¹¹ DIETRICH HOFMANN, *Snub 'Sohn'*. — *Akzentverschiebung und Stammsilbenreduktion im Wurster Friesisch*, Zeitschrift für deutsches Altertum 90, 1961, 303—22.

schoben, die dort ihre alte Qualität bewahrt haben: *folā* > *folā* > *flā* 'Fohlen'. HOFMANN folgert daraus mit Recht, daß das Wurster Friesische überraschend lange eine ziemlich gleichmäßige Verteilung des Drucks, eine schwebende Betonung, bewahrt hatte. Gewisse schwedische und norwegische Mundarten zeigen eine ganz entsprechende Schallfülle-Verstärkung des Endsilbenvokals, so daß wir in der gleichmäßigen Druckverteilung wohl in der Tat einen sehr alten Zug des Germanischen sehen müssen.

Zu einem andern Problem aus der Geschichte des niederdeutschen Konsonantismus, dem Wechsel harter und weicher Verschlußlaute, stellte H. WESCHE¹² eine vielfältige Materialsammlung, zumeist aus ostniedersächsischen Orts- und Flurnamen, zur Verfügung. Es handelt sich um sehr verschiedenartige Fälle: bei einigen Lehnwörtern, wie *Budding* und *Borro* 'Porree' halten die Mundarten den älteren Anlaut der norddeutschen Umgangssprache fest, andere haben anlautendes *p-* in vortoniger Stellung erweicht (*Bestör* 'Pastor', *Bekén* ('Piqué-Stoff'), in einigen Zusammensetzungen wie *Passenpool* < *Bassenpohl* oder *Pütepage* < *Bütepage* beobachtet man Assimilation der beiden Silbenanlaute, bei *gnarren* 'knarren' den in allen germanischen Sprachen begegnenden Anlautswechsel *gn-/kn-*. Andere Namensformen verraten Streben nach hochdeutscher Sprachform, hyperhochdeutsche Schreibungen infolge orthographischer Unsicherheit, Einfluß der Volksetymologie, Ungeübtheit oder Verständnislosigkeit der Schreiber. In vielen Fällen wechseln *t/d*, *p/b* und seltener auch *g/k* bei Längung (Gemination) und vor *l*, *r* (Liquiden) miteinander, d. h. also die Opposition stimmlos/stimmhaft war in diesen Stellungen sehr geschwächt oder gar neutralisiert. In andern Namensformen sind satzphonetisch bedingte Anlautvarianten (Sandhiformen) zu vermuten. Es ist deshalb nicht leicht, aus der Fülle des Materials die echten konsonantischen Verstärkungs- und Schwächungsvorgänge zu erkennen.

Einen förderlichen Beitrag zur Geschichte des palatalen *k* verdanken wir P. SEIDENSTICKER¹³. Das Niederdeutsche hat im Mittelalter zwei wendische Bezeichnungen des Holunders bzw. Wasserholunders oder Schneeballenstrauchs entlehnt: *kalina* und *čecaty*. Ersteres muß nach Ausweis des ostmd. *Kaline*, *Kalinke*, *Kalk-*, *Kolkbeere* und des aus nd. *Kalken*, *Keilken* entlehnten dän. *kvalkved*, schwed. ma. *kvalkebär*, *kalkebär*, *kalkon*, *kalbärsträd* früher weit nach Norden gereicht haben, während das aus dem zweiten entstandene ostmd. *Schëttschken* usw. sich nur in einem verhältnismäßig schmalen Streifen an der niederdeutschen Südgrenze zwischen Calbe—Magdeburg und Hann.-Münden—Karlshafen als *Keitsch(k)e(n)*, *Keiseken*, *Kisseken* festsetzen konnte. SEIDENSTICKER macht wahrscheinlich, daß der *k*-Anlaut der nd. Formen im Zusammenhang mit der Wiederersetzung des assibilierten palatalen *k* durch den Verschlußlaut um 1300 (z. B. *bitze* > *bike*, *beke* 'Bach') entstanden ist, indem der sorbische Pflanzename wie ein Erbwort behandelt wurde. Die westlich des Harzes vorherrschende Form *Kisseken* wäre entstanden aus *Kiseken*, dessen *i* sich durch Einfluß des palatalen Anlauts aus *ē* entwickelt hätte. Ob allerdings auch das um Göttingen übliche *Kimm(lamm)* < *Kibbe* 'weibl. Lamm' aus dem gleichbedeutenden *Zibbe* rückgebildet ist und dies aus wendisch *šiba*, *šiba* 'Schmeichelname des (Mutter)schafs', *šibka*, *šibka* 'Lämmchen' entlehnt ist,

¹² HEINRICH WESCHE, *Schwächung und Schärfung der Verschlußlaute, besonders in niederdeutschen Orts- und Flurnamen*, Beiträge ... [vgl. Anm. 3], 271—95.

¹³ PETER SEIDENSTICKER, *Absorptionerscheinungen an niederdeutschen Lehnwörtern aus dem Slavischen im Bereich des palatalen k (Kisseken 'Sambucus nigra L.' und seine Sippe*, Zeitschrift für Mundartforschung 28, 1961, 70—84.

wie SEIDENSTICKER meint, ist sehr fraglich. Es liegt m. E. näher, *Zibbe* mit TEUCHERT (DWB. 15, 874) als mitteldeutsche Entsprechung des nd. *Tewe*, nl. *teef*, ae. *tife* 'weibl. Hund' zu deuten, die wie das hd. *Ziege* ins Nd. übernommen worden ist. Das zwischen Halle und Dessau übliche *Schibbel* 'weibl. Lamm' scheint wegen des -l eher zu sächs.-thür. *Schilbe* 'weibl. Schaf' und damit zum gleichbedeutenden deutschen *Kilber* zu gehören (DWB. 5, 703) als zum wendischen *šiba*, das aus dem Lockruf *šib šib* entstanden ist (E. MUCKE, *Wörterbuch der niederwendischen Sprache* 2, Prag 1928, 716), der in den deutschen Mundarten der Prov. Sachsen als Lockruf für Hühner vorkommt (KIESER 30: *schipp, schipp*) und auch im mundartlichen dän. *kip(pe)*, schwed. *kibb* als Lockruf und Schmeichelname für ein Kalb wiederkehrt. Da das wendische Wort in den andern slavischen Sprachen hingegen keine Entsprechungen hat, könnte man eher an Übernahme des deutschen Wortes ins Sorbische denken.

Die Vokale der Mundart von Kirchwerder bei Hamburg wurden von dem bekannten Hamburger Phonetiker O. VON ESSEN¹⁴ phonetisch und phonologisch untersucht. Interessant ist seine Feststellung, daß die relative Dauer der Lautvokale von dem folgenden Konsonanten abhängig ist: vor stimmhaften Verschlusslauten ist sie größer als vor stimmlosen Verschluss- oder Reibelauten. Während dieser Quantitätsunterschied phonologisch keine Bedeutung hat, ist die durch Apokope des Endsilbenvokals entstandene Überlänge phonologisch relevant. Es gibt also in diesen Mundarten drei Quantitätsgrade. VON ESSEN erklärt die Überdehnung des Stammvokals phonologisch. Er geht davon aus, „daß sich die Tonhöhenbewegung überall dort, wo sie für das Verständnis des Gesprochenen etwas zu bedeuten hat, mit ziemlicher Hartnäckigkeit behauptet, auch dann, wenn der ursprüngliche Träger der Tonhöhe längst geschwunden ist. . . Wenn nun schon die artikulatorische Gestaltung [der Silbe] aufgegeben wird, so muß wenigstens ihre stimmliche Gestaltung erhalten bleiben, und die wird eben von dem vorhergehenden Sonorlaut mit übernommen, wenn diesem dazu Zeit gelassen wird.“ Andere wichtige Züge dieser Mundart sind die Vokalisierung des / nach Vokalen, vor Konsonanten und am Silbenende sowie der weiche Vokaleinsatz. Der Kehlschluß kommt dort nur zwischen Tenuis und Nasal in Endungen vor (*rü'n* 'reißen', *soik'n* 'suchen'). Die Mundart von Kirchwerder besitzt folgende Vokalphoneme *a*; *e*, *ö*, *o*; *i*, *ü*, *u*. Als Kürzen sind sie offen, als Längen geschlossen. An Diphthongphonemen begegnen *ai*, *au*, *ei*, *oi*, *eu*.

Eine kleine Ergänzung zu TEUCHERTS bedeutsamen *Beiträgen zur Geschichte der mecklenburgischen Mundart* (Nd. Jahrbuch 82, 1959, 207—36) veröffentlichte P. BECKMANN¹⁵. Er weist nach, daß die konservative monophthongische Aussprache der *ë*- und *ö*-Laute in Rostock nur ganz wenig über das alte Weichbild der Stadt hinausreichte. Wichtig sind seine frühesten urkundlichen Diphthong-Belege von 1582, wodurch wir den Lautwandel hundert Jahre früher als bisher nachweisen können.

EVA-SOPHIE DAHL, die sich vor einigen Jahren schon durch Arbeiten über Rostocker Straßennamen, über Niederdeutsches in der hd. Rostocker Umgangssprache und Johann Lauremberg bekannt gemacht hat, veröffentlichte 1960 ihre

¹⁴ OTTO VON ESSEN, *Die Vokale der niederdeutschen Mundart von Kirchwerder*, Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft 11, Berlin (Akademie-Verlag) 1958 [tatsächlich 1959/60], 105—18.

¹⁵ PAUL BECKMANN, *Monophthonge und Zwielaute in und um Rostock*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 127—30.

treffliche Dissertation über den Übergang von der mittelniederdeutschen zur neuhochdeutschen Schriftsprache in Rostock¹⁶. Nach gründlichen Vorarbeiten über Herkunft, Lebens- und Bildungsgang der Syndici und Kanzlisten untersucht sie die Sprachhaltung dieser Männer und den Sprachübergang in den einzelnen Kanzleizweigen. Es zeigt sich deutlich, daß die Herkunft des Kanzleipersonals eine verhältnismäßig geringe Rolle spielt: am Anfang des 16. Jhs. ordnen sich auch Beamte hochdeutscher Muttersprache widerspruchslos in die mnd. Kanzleitradition ein, während gegen Ende des Jhs. auch einheimische Rostocker Schreiber bewußt den Übergang zur modernen hd. Sprachform vollziehen. So ist z. B. fesselnd dargestellt, wie zwei Sekretäre, die seit 1580 zwei Jahrzehnte nebeneinander wirkten, sich entgegengesetzt verhalten: der ältere Neubrandenburger hält bewußt am Niederdeutschen fest, während der jüngere Rostocker ebenso konsequent das Hochdeutsche bevorzugt. Für den bedeutsamsten Teil des Buches halte ich die Erörterung der Ursachen für die Wirksamkeit der hd. Einflüsse. Die Sprachhaltung der Kanzlisten ist wesentlich bestimmt durch die Universitäten. Die Rostocker Universität ging auffällig früh, schon um 1550, zum Hochdeutschen über, ein Zeichen dafür, wie stark die mächtigen kulturellen Strömungen des hd. Gebiets, die Sprache Luthers und der von Wittenberg ausstrahlende kirchliche Humanismus, denen der mnd. Raum kein kulturelles Gegengewicht mehr bot, die Oberschicht Niederdeutschlands beeinflussen. „Lübeck, das im 14. und 15. Jh. auch kulturell der Mittelpunkt Norddeutschlands gewesen war, trat zurück; der neue Mittelpunkt hieß Wittenberg.“ Die ratsfähigen Kreise, zu denen alte hansische Kaufmannsfamilien gehörten, hielten zunächst konservativ am Nd. fest. Als aber kaufmännische Zweckmäßigkeit, die eine aktive Kenntnis des Hd. gebot, sich mit dem neuen Bildungsbewußtsein der führenden Schichten verband, gingen auch sie zum Hd. über. In der städtischen Kanzlei vollzog sich dieser Übergang etwa 1558—98, also im selben Zeitraum wie bei den andern hansischen Seestädten Lübeck, Hamburg, Bremen, und zwar liegt der entscheidende Einschnitt im äußeren Kanzleiverkehr 1562/63, im inneren Kanzleibetrieb 1571/73, bei den Hausbüchern erst 1598. Das Rostocker Bürgertum ging etwa 1590—1625 zur hd. Schriftsprache über, deren ostmitteldeutsche Grundlage die Verfasserin überzeugend herausarbeitet.

Eine willkommene Zusammenfassung der Hauptergebnisse seines großen Buches über *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts*, Neumünster 1944, veröffentlichte H. TEUCHERT in einer südniederländischen (flämischen) Zeitschrift¹⁷. Mit Bewunderung liest man am Schluß des Aufsatzes, daß der Verfasser gegenwärtig an einer ausführlichen Darstellung der Mundarten in Mittel- und Süd-Brandenburg arbeitet.

Über die Wanderung niederdeutschen Wortguts aus dem Brandenburgischen in die deutschen Mundarten nördlich der Provinz Schlesien handelt W. MITZKA¹⁸,

¹⁶ EVA-SOPHIE DAHL, *Das Eindringen des Neuhochdeutschen in die Rostocker Ratskanzlei*, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 22, Berlin (Akademie-Verlag) 1960, XVI, 241 S.

¹⁷ HERMANN TEUCHERT, *Nederlands in Brandenburg*, Wetenschappelijke Tijdingen, Organ van de Vereeniging voor Wetenschap, Jg. 21, Nr. 1, Januar 1961, Sp. 6—12.

¹⁸ WALTHER MITZKA, *Niederdeutsch-schlesische Siedel- und Sprachgemeinschaft*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 33—39.

dem wir zahlreiche Arbeiten zur ostdeutschen Mundartkunde verdanken. An Hand ausgewählter Beispiele aus dem von ihm geschaffenen *Deutschen Wortatlas* weist er nach, daß sich in der Warthelandschaft lexikalische Vorbrüche aus Schlesien (z. B. *Breme* 'Viehbremse', *federn* 'sich beeilen' und *Ziegenbein* 'Kornblume') und solche aus dem brandenburgisch-ostpommerschen Raum (*Löne* 'Ahorn', *Schabe* 'Motte', *anken* 'veredeln', *trecken* 'ziehen', *Miere* 'Ameise', *Pede* 'Quecke', *Moll* 'Maulwurf', *Wratzke* 'Warze') treffen. Die Form *anken* dürfe übrigens nicht durch Gutturalisierung aus *enten* entstanden sein, wie MITZKA nach TEUCHERT annimmt, sondern ist eher eine sekundäre Verbalisierung des weitverbreiteten ostnd. Diminutivs *Enke* 'Pfropfreis, Ableger, Setzling', das aus **Entke* assimiliert wurde.

Eigene Beobachtungen über die westfälisch-hessische Mundartgrenze in Wittgenstein verdanken wir D. MÖHN¹⁹. Interessant ist vor allem die Mitteilung, daß die *iklich*-Linie mitten durch die drei im 18. Jh. gegründeten Höhendörfer Neustenberg, Langewiese und Mollseifen hindurchgeht und somit beweist, daß die Nachkommen der damals als Siedler herbeigeholten sauerländischen Katholiken und hessischen Protestanten zäh an der angestammten Mundart festhalten. Im übrigen aber lenkt MÖHN die Aufmerksamkeit gerade auf vokalische Zusammenhänge über die Lautverschiebungsgrenze hinweg. Seine Beispiele geben jedoch wegen des fehlenden Bezuges auf das jeweilige Vokalsystem der Mundarten kein klares Bild. So erfährt man z. B. nicht, ob die Diphthongstufe *ou*, die als „Übergang“ sowohl von westf. *Hūs* und hess. *Haus* als auch von westf. *graunt* und hess. *gruß* vorkommt, in denselben Dörfern begegnet, was ja eine radikale Aufhebung alter lautgeschichtlicher Unterschiede bedeuten würde, oder ob es sich in verschiedenen Dörfern um einen andersartigen Gebrauch desselben Phonems handelt, eine „Inzidenz“ also, wie der von W. G. MOULTON²⁰ in die Forschung eingeführte Fachausdruck lautet.

Während die Junggrammatiker bei ihrer Formulierung von Lautgesetzen meist die historische Entwicklung der einzelnen Laute isoliert, also nicht als Glieder eines Systems, betrachteten und die alte Dialektgeographie sich im wesentlichen auf die Ausbreitung oder Verdrängung einzelner Wörter konzentrierte, stehen bei der neuen phonologischen Forschungsrichtung die Struktur des gesamten Lautsystems und seine Wandlungen im Mittelpunkt des Interesses. Lautliche Veränderungen sind unter diesem Blickwinkel eigentlich nur von Belang, wenn sie eine Umstrukturierung des Lautsystems bewirken. Mundartträume wird der Phonologe nicht nach der Realisierung eines einzigen Lautes in einem einzelnen Wort abgrenzen — was dem subjektiven Ermessen einen großen Spielraum ließe —, sondern nach strukturellen Unterschieden im Lautsystem der Mundarten. Aus solchen Erwägungen hat der Groninger Dialektgeograph K. HEEROMA²¹ einen interessanten

¹⁹ DIETER MÖHN, *Mitteldeutsch-niederdeutsche Sprach- und Kulturzusammenhänge in Wittgenstein*, Hessische Blätter für Volkskunde 51/52, Gießen 1960, (Textteil), 136—46 [= Festschrift für Bernhard Martin].

²⁰ WILLIAM G. MOULTON, *The short vowel systems of Northern Switzerland*, Word 16, 1960, 155 ff.

²¹ K. HEEROMA, *De Oostnederlandse langevocalensystemen*, in: K. HEEROMA en K. FOKKEMA, *Struktuurgeografie*, Bijdragen en Mededelingen der Dialectencommissie van de Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, XXIII, Amsterdam (Noord-Hollandische Uitgevers Maatschappij) 1961, S. 1—15.

Entwurf einer strukturgeographischen Karte der ostniederländischen Mundarten veröffentlicht. Im Gegensatz zu einer ähnlichen Karte des Unterzeichneten (*Einheit und Vielfalt der niederdeutschen Mundarten*, Münster 1960, S. 9), die auf den strukturellen Unterschieden der Langvokale mittleren Öffnungsgrades, also den \bar{e} - und \bar{o} -Lauten, beruht, legt HEEROMA seiner Darstellung die Langvokale des größten und geringsten Öffnungsgrades, also die \bar{a} , \bar{u} , \bar{i} , i -Laute, zugrunde. Diese Karte ist auch für die angrenzenden westnd. Mundarten von größtem Interesse, selbst wenn man sie, wie der Chronist, ganz anders interpretiert als ihr Schöpfer.

Der Nimwegener Mundartforscher A. WEIJNEN²² beschäftigte sich ebenfalls mit dem Problem einer sinnvollen Gliederung der niederländischen Mundarten, indem er die Brauchbarkeit der von H. BÜLD, *Volk und Sprache im nördlichen Westfalen*, Münster 1939, entwickelten Methode prüft, an Hand von Sprachspott und volkstümlicher Charakterisierung benachbarter Mundarten das Dialektbewußtsein der Bevölkerung kartographisch darzustellen. Auf Grund eines großen, von der Mundartkommission der Niederländischen Akademie der Wissenschaften gesammelten Materials versucht er dies Verfahren auf die niederländischen Mundarten anzuwenden. Aber ohne hinreichenden Erfolg; denn bestimmte Spottsätze kehren in vielen Orten wieder, beruhen z. T. auf den Dorfnamen und charakterisieren oftmals mehr soziologische als geographische Unterschiede, indem sie sozusagen die größtmögliche Platitude treffen wollen. Deshalb verspricht sich WEIJNEN mehr Erfolg von seiner 1949 entworfenen Methode, auf einer Karte diejenigen Orte durch Pfeile miteinander zu verbinden, in denen nach dem Urteil der Bevölkerung die gleiche Mundart gesprochen wird. Dann findet man Sprachlandschaften, zwischen denen sich die Grenzen und Grenzgebiete als Blankostreifen abheben.

Daß auch die deutsche Dialektgeographie neben der früher fast ausschließlich berücksichtigten horizontalen Raumgliederung jetzt der vertikalen sozialen Stufung stärkere Beachtung schenkt, zeigt eine bemerkenswerte Studie von P. VON POLENZ²³ über die mundartliche Synonymik für 'voriges Jahr'. Aus dieser Karte des *Deutschen Wortatlas* ergibt sich, daß die alten mundartlichen Bezeichnungen weithin durch die ursprünglich hoch- oder umgangssprachlichen Ausdrücke *voriges/vergangenes/letztes Jahr* überschichtet werden. Im Nordniederdeutschen, Nordwestfälischen und einem Teil des Ostfälischen hat die (aus der ostmd. Literatursprache des 16./17. Jhs. übernommene?) hochdeutsche Wendung *vergangen Jaor* das alte nd.-nl. *verleden Jaor* bzw. *jaar* weitgehend verdrängt, während in Südwestfalen das ebenso alte *to Jaore*, das in md. und ostnd. Reliktgebieten und im Altenglischen (*tō gēare*) Entsprechungen hat, noch ziemlich gut bewahrt ist. Daß die hochsprachliche Formel *voriges Jahr* sich so weit verbreiten konnte, erklärt VON POLENZ einleuchtend aus der etymologischen und lautlichen Verwandtschaft des Wortes *vorig* mit *obdt. fern|fern* und dem daraus umgedeuteten md. (und hannoverschen) *fern Jabr* > *fer(n)ig(es) Jabr* > *vorig(es) Jabr*. Die Vorgeschichte der eben genannten *obdt.* Formen dürfte freilich etwas verwickelter sein, als VON POLENZ annimmt; denn mhd. *fert* 'voriges Jahr' ist wohl keine „alte Suffixvariante“ des gleichbedeutenden Adverbs *fern*, sondern, wie WILHELM SCHULZE (KZ 42, 92ff) dargelegt hat, nach

²² A. WEIJNEN, *Het bewustzijn van dialectvershil*, Voordrachten gehouden voor de Gelderse Leergangen te Arnhem, Nr. 5, Groningen (Wolters) 1961, 19 S.

²³ PETER VON POLENZ, *Mundart, Umgangssprache und Hochsprache am Beispiel der mehrschichtigen Wortkarte 'voriges Jahr'*, Hessische Blätter für Volkskunde 51/52, 1960, 224—34.

Ausweis des genau entsprechenden an. *fjord* aus germ. **ferupi-* entstanden, das im ai. *parút*, gr. *pérysi/péryti* 'im Vorjahre' genaue Entsprechungen hat und aus idg. **per-* 'über - hinaus' und **wet-* 'Jahr' zusammengesetzt ist. Wie so oft, haben in diesem Fall allein das Nordische und Oberdeutsche eine uralte idg. Bildung bewahrt. Um die Synonymenfülle kartographisch bewältigen zu können, hat von POLENZ sie so auf zwei Wortkarten verteilt, daß eine Karte Bezeichnungen der Mittel- und Oberschicht (Umgangs- und Hochsprache), die andere solche der Unterschicht (Mundart) enthält. Diese Zerlegung bedeutet m. E. aber — jedenfalls für Niederdeutschland — eine unzulässige Verquickung diachronischer und synchronischer Betrachtungsweise, die leicht falsche Vorstellungen wecken kann. Denn die Wendung *vergangen Jaor* kann nur hinsichtlich ihrer ursprünglichen Herkunft „umgangs- und hochsprachlich“ genannt werden; nach ihrem heutigen Gebrauch im Nordniederdeutschen hat sie keinen andern sprachsoziologischen Rang als das angeblich „unterschichtige“ *verleden Jaor*, das nur in konservativen Gebieten oder Orten erhalten ist. Wo beide Formeln im gleichen Dorf vorkommen, dürfte ihre Verwendung im allgemeinen nicht durch Ober- und Unter-, sondern durch die Altersschicht bedingt sein.

Aufschlußreiche Beobachtungen über die Bedeutung des Gefühlslebens für die sprachliche Entwicklung verdanken wir einer recht ausführlichen Abhandlung des flämischen Forschers K. ROELANDTS²⁴, die wegen der Kombinierung von Mundart- und Personennamenforschung auch methodisch interessant ist. Er zeigt, wie Rückbildungen aus substantivischen Ableitungen und Flexionsformen oder Neubildungen von Infinitiven nach der 2. 3. Sing. Präs., dem Imperativ oder Präteritum zunächst als fehlerhafte analogische Neubildungen entstehen. „Die falsche Form wird expressive Variante und geht von dort aus in die neutrale Verkehrssprache über, zunächst noch als Variante der primären Form, dann lexikalisiert mit gleicher oder veränderter Bedeutung.“ Ob indessen auch Analogiebildungen wie dt. *kommen* statt des lautgesetzlichen nl. *komen* und hd. *zählen* statt des regelrecht entwickelten nd. nl. *tellen* ursprünglich „expressive“ Varianten gewesen sind, wie ROELANDTS annimmt, scheint mir nicht ausgemacht.

Eine Untersuchung der Anthropologen ILSE SCHWIDETZKY und H. WALTER²⁵ über den Zusammenhang der Mundartverdrängung im Kreise Wiedenbrück mit anthropologischen Veränderungen hat den exakten Nachweis erbracht, daß der Übergang zur hochdeutschen Umgangssprache mit der „Verdünnung“ des ursprünglichen anthropologischen Typus infolge der Umstrukturierung der Bevölkerung durch die Industrialisierung in genauem Zusammenhang steht. Außerdem konnten die beiden Forscher feststellen, daß die vor 40 Jahren von H. WIX, *Studien zur wf. Dialektgeographie im Süden des Teutoburger Waldes*, Marburg 1921, festgestellten Mundartgrenzen zu den Heiratskreisen und -schränken der Bevölkerung im Kreise Wiedenbrück stimmen. Man erkennt also, „wie sehr dialektgeographische Befunde Hinweise auf bevölkerungsbiologische Probleme geben können und wie umgekehrt anthropologische Befunde kulturgeschichtliche Tatsachen in einer neuen Perspektive erscheinen lassen.“

²⁴ K. ROELANDTS, *Regressieve en secundaire woordvorming*, Mededelingen van de Vereniging voor Naamkunde te Leuven en de Commissie voor Naamkunde te Amsterdam 36, 1960, 89—124.

²⁵ ILSE SCHWIDETZKY und HUBERT WALTER, *Anthropologische Parallelen zu Mundartverbreitung und Dialektgrenzen im Kreis Wiedenbrück*, Westfälische Forschungen 13, 1960, 79—85.

Unsere Kenntnis der niederdeutschen Wortbildung wurde 1960/61 durch zwei eingehende Untersuchungen gefördert. Der in London wirkende ungarische Indogermanist O. SZEMERÉNYI²⁶ hat eine neue Erklärung der idg. Dekaden und Ordnungszahlen vorgelegt, die wegen der Auseinandersetzung mit H.-FR. ROSENFELDS Theorie (vgl. Nd. Wort 1, 88 Anm. 2) für die niederdeutsche Sprachforschung von besonderem Interesse ist. ROSENFELD sah in den Formen *abtodoch* und *abtedeg* '80' der Freckenhorster Heberolle „den Schlüssel zur Erklärung der eigenartigen Bildungsweise der germanischen Zahlen von 70—90 (120)“, weil sie nach seiner Meinung zeigen, daß letztere auf dem Typus Ordnungszahl + Zehner beruhen. So entstand z. B. die im Heliand bezeugte Form *antabtoda* '80' aus **bund-abtoda* 'achter Zehner' und entsprechend auch die übrigen as. Zehnerzahlen ab '70'. In derselben Weise verstand er nicht nur got. *sibuntebund* als *sibuntē-bund*, d.h. 'siebenter Zehner' usw., indem er das Vorderglied als schwach flektierte Ordinalzahl 'der siebente' interpretierte, sondern entsprechend auch gr. *hebdomē-konta* und lat. *septuaginta* '70'. SZEMERÉNYI, der die schwachen Stellen der Rosenfeldschen Theorie beleuchtet, führt seinerseits die Zehnerzahlen aller idg. Sprachen auf den Typus: unflektierte Kardinalzahl + idg. **kont* (aus älterem **-dekomi*) 'zehn' zurück. Diese neue Theorie kann allerdings auch nicht alle Probleme der altdutschen und gotischen Dekadenbildung von '70—90' befriedigend erklären. Zweifel bleiben vor allem an der Erklärung des berühmten Einschnitts in der germanischen Dekadenbildung zwischen '60' und '70', der Entstehung des *-i-* in got. *sibun-tebund* '70' usf. und des Vokalismus von got. *-bund* statt der nach dieser Theorie zu erwartenden Form **-band* (= idg. *-kont*). Sehr beachtenswert ist indessen die von SZEMERÉNYI in Auseinandersetzung mit ROSENFELDS Deutung von got. *sibuntē* (*bund*) entwickelte Theorie über den Ausgang des Nom.Sg. des schwachen Maskulinum im Germanischen: er macht wahrscheinlich, daß die Formen aller germanischer Sprachen nur auf urgerm. *-ōn* (nicht *-ēn*) zurückgehen.

Dem Nordisten und früheren Bearbeiter des Nordfriesischen Wörterbuchs D. HOFMANN verdanken wir nicht nur eine scharfsinnige Erörterung der Mundartunterschiede zwischen dem Insel- und Festlandfriesischen und ihrer Bedeutung für die Herkunft und Einwanderungszeit der Nordfriesen²⁷, sondern auch eine tiefeschürfende Untersuchung über die Entstehung der Diminutiva im Westgermanischen. Aus seiner Analyse der heute fast ausgestorbenen, im 19. Jh. aber noch gut bezeugten Verkleinerungsbildungen der nordfriesischen Mundarten²⁸ ergibt sich, daß entsprechend dem durch *l*-Suffix gebildeten gotischen dreigeschlechtigen Diminutivsystem (*magula* m. 'Knäblein', *mavilō* f. 'Mägdlein', *barnilo* n. 'Kindlein') auch das Niederdeutsche und Friesische zunächst ein dreigeschlechtiges, mit dem *k*-Suffix gebildetes System besaßen, das das Geschlecht des in der Regel schwach flektierten Grundworts beibehielt. Dies System hat das Inselnordfriesische im Prinzip bis ins 19. Jahrhundert bewahrt, obwohl es sich lautlich stark veränderte: in ursprünglich dreisilbigen nordfriesischen Diminutivformen wurde nämlich die Stammsilbe durch Kürzung langer Konsonanten und Vokale reduziert, so daß stets der Typ kurzer Vokal + kurzer Konsonant entstand. So entwickelte sich

²⁶ OSWALD SZEMERÉNYI, *Studies in the Indo-European System of Numerals*, Heidelberg (Winter) 1960, XIV, 190 S.

²⁷ DIETRICH HOFMANN, *Die Sprache der Nordfriesen und ihre alten Wohnsitze*, Philologia Frisica anno 1959, Groningen (Wolters) 1960, 71—78.

²⁸ DIETRICH HOFMANN, *Die k-Diminutiva im Nordfriesischen und in verwandten Sprachen*, Köln (Böhlau) 1961, 202 S. [= Niederdeutsche Studien Bd. 7]

z. B. **bit-i-ka* m. zu *betj* 'Bißchen', **kribb-i-ke* f. zu *krepk* 'Krippchen' und **swin-i-kin* zu *swenki* 'Schweinchen'. Die kürzende Wirkung des Diminutivsuffixes zeigt sich auch in der Vokalverschiedenheit von *nail* 'Nagel' und *neilk* 'Nägelchen', indem die Dehnung des ersten Diphthongteils in der Diminutivform unterblieb. Im Binnen-deutschen wurden das *k*- und das *l*-Suffix, die ursprünglich eine mehr expressive als verkleinernde Funktion hatten, früh erweitert durch *-in*, das im Germanischen zunächst substantivierte neutrale Adjektive bildete. An Hand von Personennamen läßt sich zeigen, daß das aus *k* + *in* verschmolzene *-kin*-Suffix jünger ist als das einfache schwach oder stark flektierte *k*- und *l*-Suffix. Die Namenstypen *Wulfila* und *Alica* begegnen schon seit dem 4. Jahrhundert, die Namen auf *-lin* (*Bezilin*) dagegen seit dem 7. und *kin|chin* erst seit dem 9./10. Jahrhundert. „Die Einführung der erweiterten Suffixform *-kin* nach neutralen Grundwörtern im Niederdeutschen und (Nord)friesischen kann man schon als eine erste Folge fränkischen Einflusses betrachten.“ Während aber im Binnendeutschen ein neutraler Einheitstypus mit *-kin|lin* entstand (wobei die scharfe dialektgeographische Trennung der *-k*- und *-l*-Bildungen sich erst nach und nach herausbildete), war *-kin* im Niederdeutschen und Nordfriesischen zunächst auf die Diminutiva zu neutralen Grundwörtern beschränkt, so daß das dreigeschlechtige System erhalten blieb. Erst im Laufe einer jahrhundertelangen Entwicklung setzte sich im Niederdeutschen das neutrale Einheitssystem durch, aber die niederdeutschen Mundarten bewahren manche Reste männlicher und vor allem weiblicher *k*-Diminutive, wie z. B. ostfäl. *Haneke* m. 'Hähchen', *Hoeweke* f. 'Häubchen', nordnd. *Ösch* f. 'Ose'. Nur weil die Verkleinerung von den benachbarten nd. Mundarten in den letzten Jahrhunderten aufgegeben wurde, konnte das neutrale Einheitssystem die nordfriesischen Mundarten nicht mehr tiefgehend beeinflussen, so daß hier das uralte dreigeschlechtige Diminutivsystem bis ins vorige Jahrhundert erhalten blieb. Die bisher mehrfach aus dem modernen dialektgeographischen Kartenbild abgeleitete Hypothese, daß Niederdeutschland von Haus aus verkleinerungslos sei, hat sich somit als Irrtum erwiesen. Wie kräftig das Diminutivum auch im nördlichsten Teil des Westgermanischen, im schleswig-holsteinischen Raum, gelebt hat, zeigen unwiderleglich die vielen Entlehnungen niederdeutscher Diminutiva in die jütische Mundart des Kirchspiels Viöl (Kr. Husum), noch eindrucksvoller aber die etwa 500 mit *k*-Suffix gebildeten Verkleinerungs- und Koseformen (wovon etwa 30 aus dem Niederländischen entlehnt sind) und die ebenso zahlreichen westfriesischen und niederdeutschen *k*-Verben, die HOFMANN dankenswerterweise in einem umfangreichen Anhangsteil zusammengestellt hat.

Als Vorarbeit zu einer größeren Untersuchung über mittelniederdeutsche Suffixabstrakta bespricht T. DAHLBERG²⁹ die methodischen Schwächen der Darstellung von G. GRUNEWALD, *Die mnd. Abstraktsuffixe*, Lund 1944, und sonstige Fragen, die in der künftigen Arbeit eingehend erörtert werden sollen. Außerdem steuert er eine Liste von 44 bisher lexikographisch nicht erfaßten mnd. Abstrakten bei und erklärt abschließend die Bildung *afbowweling* 'abgehauenes Stück Holz' als Kreuzung von *afbowwinge* 'Abgehauenes' + *afbowwelse* 'was abgehauen ist', meint aber, „vielleicht (habe) auch das Suffix *-inc* etc. mitgespielt.“ Daß allein die letzte Möglichkeit in Betracht kommt, zeigen andere Bildungen dieser Art, wie mnd. *schradelinc* 'Schnitzel, Flocke', westfläm. *ruimeling* 'Häufchen abgehauener Zweige' (DE Bo 832; Med. Nk. 37, 132) usw.

²⁹ TORSTEN DAHLBERG, *Mittelniederdeutsche Suffixabstrakta. Einige Bemerkungen zur Wortbildung und Lexikographie*, Worte und Werte, Bruno Markwardt zum 60. Geburtstag, Berlin (de Gruyter) 1961, 51—59.

Eine Untersuchung der altfriesischen Abstraktsuffixe verdanken wir einer fleißigen Uppsalenser Dissertation des Schweden L.-E. AHLSSON⁸⁰. Sein Buch enthält eine vollständige Sammlung aller altfriesischen Abstrakta, soweit sie mit Suffixen gebildet sind, die damals noch den Charakter eines Ableitungselements bewahrt hatten. An Hand des reichen Materials wird dann der Übergang der abstrakten in konkrete und kollektive Bedeutung, die Konkurrenz und Chronologie der verschiedenen Suffixe und die Stellung des Altfriesischen innerhalb der germanischen Sprachen hinsichtlich der Abstraktbildung erörtert. Dabei ergibt sich die interessante Feststellung, daß das Friesische einige recht altertümliche Züge bewahrt, vor allem die Produktivität der Verbalabstrakta auf *-ene*, der Bildungen auf *-ma* (*swēma* 'Süßigkeit') und *-ta, -tha* (*monda* 'Gemeinschaft'), während es andererseits stark durch das Niederdeutsche und Niederländische beeinflusst ist.

Der Wortschatz erfreut sich als wichtigster Gegenstand der Sprachinhaltsforschung eines ständig wachsenden Interesses. Das spiegelt sich u. a. auch in der Wiederbelebung der sehr verdienstvollen *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*, die FRIEDRICH KLUGE 1901—14 herausgegeben hatte und jetzt von dem Münchner Germanisten W. BETZ fortgeführt wird.

Daß die Lexikographie sich künftig die großen technischen Vorteile der elektronischen Datenverarbeitung zunutze machen wird, ist wahrscheinlich. Aus dem Bericht des niederländischen Wörterbuch-Redakteurs F. DE TOLLENAERE⁸¹ über die Ergebnisse des „Kolloquiums über maschinelle Methoden der literarischen Analyse und der Lexikographie“, das am 24.-26. November 1960 in Tübingen stattfand, erfährt man, daß Mathematiker und Techniker in Zusammenarbeit mit Lexikographen damit beschäftigt sind, geeignete elektronische Maschinen zu entwickeln. Es ist ein eigenes Informationszentrum dafür in Gallarate (Italien) geschaffen worden, dessen in Besançon herausgegebene Zeitschrift *Cahiers de Lexicologie* über die Probleme und Fortschritte auf diesem Gebiet berichten wird.

Auch die Frage, ob das alphabetische Wörterbuch durch das vielfach als „wissenschaftlicher“ betrachtete „ideologische“, d. h. nach Begriffen geordnete Wörterbuch ersetzt werden sollte, wird lebhaft diskutiert. F. DE TOLLENAERE⁸² bricht eine Lanze für die alphabetische Ordnung, weil sie praktischer und dabei prinzipiell nicht unwissenschaftlicher als die ideologische sei. „Das eine, das alphabetische System, ist sozusagen objektiv willkürlich, das andere, das Begriffssystem, subjektiv willkürlich. Solange man in der beschreibenden Lexikographie auf eine Methode Wert legt, die unbestreitbar bequem und praktisch ist“, so schließt er, „kann ich wirklich nicht einsehen, warum die alphabetische Methode für das Museum der Lexikographie reif sein sollte.“

Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt A. WEIJNEN, der Leiter des Brabanter und des Limburger Wörterbuch-Archivs in Nimwegen⁸³. Aus der Erkenntnis, daß die übliche alphabetische Anordnung des Stoffes mit der Sprachstruktur praktisch nichts zu schaffen hat, also sprachwissenschaftlich ganz unbegründet ist, gibt

⁸⁰ LARS-ERIK AHLSSON, *Die altfriesischen Abstraktbildungen*, Uppsala (Almqvist & Wiksell) 1960, XV, 272 S.

⁸¹ In der Zeitschrift *Informatie*, 1961, Nr. 12.

⁸² F. DE TOLLENAERE, *Alfabetische of ideologische lexicografie?* [= Bijdragen tot de Nederlandse Taal- en Letterkunde, uitgegeven vanwege de Maatschappij der Nederlandse Letterkunde, Deel 1] Leiden (Brill) 1960, 44 S.

⁸³ A. WEIJNEN, *De semantische en syntactische problematiek van het dialectwoordenboek*, Tijdschrift voor Nederlandse Taal- en Letterkunde 78, 1961, 81—95.

er der sog. ideologischen Ordnung, die das Begriffssystem der Bezeichnungen zugrunde legt, den Vorzug. Dadurch wird man nicht nur die Wortkarten sinnvoller einfügen, sondern durch die Behandlung ganzer Wortfelder auch die Bedeutungen genauer beschreiben können; so läßt sich z. B. die Bedeutung des Erntegerätes *Sichte* erst völlig fassen, wenn man es der *Sense* gegenüberstellt. Allein einige scharf begrenzte „geschlossene“ Wortklassen, wie es nach der Terminologie der semantischen Strukturalistik (HJELMSLEV) heißt, vor allem Präpositionen, Konjunktionen, Zahlwörter, Interjektionen und Pronomen, sind von der ideologischen Anordnung ausgenommen. Die Ordnung des übrigen Wortschatzes, also der „nichtgeschlossenen Klassen“, nach Sach- und Sinngruppen hat auch den praktischen Vorteil, daß die Veröffentlichung schon vor dem Abschluß der gesamten Materialsammlung beginnen kann. Das Brabanter und Limburger Wörterbuch wird z. B. aus je sieben Teilen mit selbständiger Seitenzählung bestehen, von denen die ersten sechs in beliebiger Reihenfolge bearbeitet werden können³⁴. Das siebente wird ein alphabetisches Register enthalten. Syntaktische Erscheinungen sollen nach WEIJNEN nur dann im Mundart-Wörterbuch aufgenommen werden, wenn entweder eine bestimmte Verbindbarkeit eines Wortes nur möglich ist, sofern sie mit Bedeutungsisolierung gepaart ist, oder ein Wort niemals ohne ein anderes vorkommt.

Das größte lexikalische Ereignis der Jahre 1960/61 ist die Vollendung des Grimmschen Wörterbuchs, dessen erste Lieferung JACOB GRIMM im Mai 1852 veröffentlicht hatte. Als der Tod dem 78-Jährigen 1863 die Feder aus der Hand nahm, war das große Werk bis zum Worte Frucht gefördert; die meisten Artikel stammten von JACOBS fester Hand, nur beim Buchstaben D spüren wir WILHELMS weichere Feder. KARL WEIGAND in Giessen, ein Landsmann der Brüder, führte den Buchstaben F zuende. Nach seinem Tode bewältigten die Professoren MORITZ HEYNE in Göttingen, RUDOLF HILDEBRAND in Leipzig und MATTHIAS VON LEXER in Würzburg in hingebungsvoller, z. T. jahrzehntelanger Arbeit die Buchstaben H bis P sowie die Anfänge von G und T. Nach ihrem Tode geriet das Werk in mannigfache Schwierigkeiten, die im wesentlichen durch zwei Reformen behoben wurden; 1908 entstand in Göttingen eine Zentralsammelstelle, um den Bearbeitern ausreichenden Belegstoff zur Verfügung zu stellen, 1930 in Berlin die Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuchs, um einer „Vielzahl von Mitarbeitern, die möglichst ihre ganze Kraft dem Wörterbuch widmeten, an einer mit allen Hilfsmitteln ausgestatteten Stelle zusammenzufassen“; denn ARTHUR HÜBNER, der diese zweite tiefgreifende Neuordnung veranlaßte, hatte am eigenen Leibe erfahren, daß der Abschluß des großen nationalen Werkes unabsehbar war, solange man es „nach alter Art auf Mitarbeiter stellte, die sich von ihrem Hauptberuf die Zeit für das Wörterbuch absparen mußten.“ Nach dieser Reform erschienen die Lieferungen in rascher und regelmäßiger Folge, bis der 2. Weltkrieg die Arbeit fast wieder zum Erliegen brachte. Der Initiative und dem Geschick von THEODOR FRINGS ist es zu danken, „wenn die Mitarbeiter am Deutschen Wörterbuch das große Werk im Sinne seiner Begründer fortführen und, unangefochten von den Wirren der Nachkriegszeit, elf unvollendete Bände abschließen konnten.“ Tröstlich auch, daß in dieser Zeit, da die Sprache das letzte einigende Band aller Deutschen geblieben ist, das unschätzbare Deutsche Wörterbuch durch Zusammenarbeit der Berliner Arbeitsstelle unter BERNHARD BECKMANN und der von HANS NEUMANN betreuten

³⁴ A. WEIJNEN, *Het Brabantse en het Limburgse Dialectenwoordenboek*, Wetenschappelijke Tijdingen 21, 1961, Nr. 4, Sp. 163—166.

Göttinger Stelle unter THEODOR KOCHS vollendet werden konnte. Schon haben in Berlin und Göttingen die Vorarbeiten für die Erneuerung der veralteten frühen Bände begonnen!

Die im Erscheinen begriffenen großen niederdeutschen Mundart-Wörterbücher schreiten mit ihren Lieferungen stetig fort. H. TEUCHERT konnte mit der 27. Lieferung des *Mecklenburgischen Wörterbuchs* (Nd. Wort 1,93, Anm. 17), die einige Kostbarkeiten wie *Jaart* 'Ackermaß', *Jitt* 'Geiß' und *jünt* 'jenseits' sowie mehrere größere Artikel (etwa *Isen*, *Johanni*, *Johr*, *Julklapp*) enthält, den 3. Band abschließen.

Von KÜCKS *Lüneburger Wörterbuch* (Nd. Wort 1, 92, Anm. 14) erschien 1961 die 4. Lieferung des zweiten Bandes (*min - Panz*), wiederum mit zahlreichen interessanten Wörtern, wie *Mull'n* 'Maulwurf', *Nacht-päik'n* 'Nachtkleid' (= nl. *pij*), *Nasch* 'hölzerne Butterdose', *Nörn* 'Sensenangel', *Nörn* 'ererbte Eigentümlichkeit', *Oll'r* 'Kehricht', *ott'n* 'Futter liegen lassen'.

K. SCHEEL brachte 1961 die vierte Lieferung des *Hamburgischen Wörterbuchs* (Nd. Wort 1,93, Anm. 16) (*Bonni* bis *Buck*) heraus, die mit gewohnter Sorgfalt und Umsicht gearbeitet ist und wieder zahlreiche kultur- und sprachgeschichtlich interessante Wörter enthält, darunter die größeren Artikel *Boom*, *Botter*, *Broot*, *Bruut* und *Buck*. Hamburgische Lokalfarbe haben etwa *Börs*, *Bört*, *Bott* 'Stück Tau', *brackig* 'salzig', *Bries*', *Briet* und *Buchtensetter*, wortgeschichtliche Kostbarkeiten sind z. B. *Braakschien* 'Neumond', *brüggen* 'pflastern', *Bruutlacht* 'Hochzeit'. Zahlreiche Volksreime und Strichzeichnungen vermitteln ein lebendiges, anschauliches Bild des hamburgischen Wortschatzes in alter und neuer Zeit.

Die Bearbeiter des *Niedersächsischen Wörterbuchs* stehen vor der Schwierigkeit, den Wortschatz eines großen, mundartlich ungemein verschiedenartigen Gebietes, das von Göttingen bis Bentheim reicht, lexikographisch einfach und sprachgeschichtlich sinnvoll darzubieten. Nachdem in den ersten Lieferungen „experimentiert und das eine und das andere versucht“ wurde, glaubt man jetzt eine brauchbare Form gefunden zu haben, die wahrscheinlich beibehalten werden kann. Die Ansetzung der Stichwörter ist gekennzeichnet durch eine radikale Vereinfachung der lautlichen Verschiedenheiten. Historische Qualitätsunterschiede und phonologisch relevante Oppositionen zwischen Langvokalen bleiben bei der Ansetzung der Stichwörter gänzlich unberücksichtigt. Die sprachgeschichtlich bedingten Vokalunterschiede der Typen *Bök*, *Böm* und *böven* werden alle durch dasselbe *ö* wiedergegeben, obwohl sämtliche Mundarten des Landes Niedersachsen zwei, viele gar alle drei *ö*-Laute auseinanderhalten. Ebenso wenig beachtet ist der phonetische und phonologische Unterschied der beiden historisch verschiedenen *ē*-Laute der Typen *bewēnen* und *bewēgen*, der auch in den meisten Maa. des Wörterbuchgebiets erhalten sein dürfte. Lediglich in Rücksicht auf die hochdeutsche Rechtschreibung werden einige Wörter mit *ä* geschrieben, in der letzten, von G. KESELING bearbeiteten Lieferung³⁵ z. B. *betāmen* wegen des hd. *bezähmen*. Ist aber der etymologische Zusammenhang nicht mehr recht durchsichtig, so tritt wieder *ē* an seine Stelle, etwa in der gleichbedeutenden Abteilung *betēmsen*. Ein Germanist, der sich mit etymologischen, lautgeschichtlichen oder phonologischen Problemen beschäftigt, wird also notgedrungen wieder auf SCHAMBACHS und KÜCKS Wörterbücher zurückgreifen müssen, sobald es auf lautgeschichtliche Vokalunterschiede ankommt. Aber auch für den Bedeutungsforscher bleiben die

³⁵ *Niedersächsisches Wörterbuch* ... herausgegeben ... durch HEINRICH WESCHE, Neunte Lieferung (II, 2) *Beswiming - biselig*, Bearbeiter GISBERT KESELING. Neumünster (Wachholtz) 1960, Sp. 65—192.

im *Niedersächsischen Wörterbuch* verarbeiteten regionalen Wörterbücher als primäre Quellen unentbehrlich, weil ihre differenzierten Bedeutungsangaben im neuen Wörterbuch teilweise ebenfalls vereinfacht worden sind. So zitiert KESELING z. B. unter dem erwähnten *betämen* 'bändigen, (be)zähmen' aus DOORNKAAT-KOOLMANS Wörterbuch den Beispielsatz *hê kum' sük dat nêt betämen, dat bê dat dê*, ohne zu bemerken, daß in dieser Quelle als Bedeutung hierzu angegeben wird „beschließen, zum Schluß, bz. Entschluß kommen, sich ein Herz nehmen wozu etc.“ Diese Bedeutung, die auch schon in STÜRENBURGS *Ostfriesischem Wörterbuch* (1857) und BÖNING'S *Plattdeutschem Wörterbuch für das Oldenburger Land* (1941) gebucht ist, hat KESELING nirgends verzeichnet. Die vereinfachte lexikalische Darbietung des Wortschatzes erstreckt sich auch auf die Gliederung des Stoffes. Homonyme sind vielfach in einem einzigen Artikel zusammengefaßt, etwa *betügen* 'bezeugen', 'mit Segeln versehen', 'jem. mit Kleidung ausstatten' oder *Bewēr*¹ 'unnütze Arbeit' (zu as. *wërran*), 'wirtschaftliche Verhältnisse' (zu mnd. *were*, got. *wasjan*), anderseits werden aber etymologisch identische Wörter getrennt, wenn sie geringe lautliche Unterschiede aufweisen, wie *Bille*¹ 'Gesäßbacke' und *Bill*¹ 'Rundung des Hinterschiffs unten am Spiegel'. Es ist überhaupt ein kennzeichnender Zug dieses Wörterbuches, Ableitungen und lautliche Varianten als eigene Stichwörter anzusetzen. Das Diminutivum *Billecke* z. B. steht nicht etwa unter *Bille*, sondern bildet einen eigenen Artikel. Entsprechend sind *Bis(e)bôm* und *Biselbôm* 'Heubaum' auseinandergezogen, und die Spielformen des gleichbedeutenden *Punterbôm* sollen unter *Puller-*, *Pummel-* *Pumpel-* und *Pungelbôm* ebenfalls als besondere Stichwörter erscheinen. Dies Verfahren gibt dem Niedersächsischen Wörterbuch ein volkstümliches Gepräge und erleichtert zweifellos dem Heimatfreund das Auffinden mundartlicher Wörter. Aber auch dem wissenschaftlichen Benutzer, dem diese lexikonartige Anordnung im allgemeinen ferner liegt, wird das neue Wörterbuch, das übrigens reich mit Wortkarten ausgestattet ist, für die genauere Kenntnis des niederdeutschen Wortschatzes zwischen Ems und Elbe unentbehrlich sein.

In unserm Bericht über die lexikographischen Arbeiten im niederdeutschen Bereich sei auch auf das *Mittelniederdeutsche Handwörterbuch* hingewiesen, das in den zwanziger Jahren von A. LASCH und C. BORCHLING begonnen und jetzt unter der Leitung von G. CORDES fortgeführt wird. Nachdem der erste Band 1956 abgeschlossen werden konnte, wird jetzt an den beiden restlichen Bänden zugleich gearbeitet. Während unserer Berichtszeit 1960/61 erschien je eine Lieferung zum zweiten Band, bearbeitet von G. CORDES, und zum dritten, bearbeitet von A. HÜBNER³⁶. Der Fortschritt gegenüber dem älteren Werk von LÜBBEN und WALTHER ist quantitativ und qualitativ bedeutend. Zum großen Kummer aller Germanisten konnten LASCH und BORCHLING sich seinerzeit aus finanziellen Gründen nicht entschließen, aus den reichen Hamburger Sammlungen ein neues mittelniederdeutsches Belegwörterbuch zu veröffentlichen. Die jetzigen Bearbeiter versuchen dankenswerterweise den berechtigten Wünschen der Philologen, soweit es in einem „Handwörterbuch“ möglich ist, Rechnung zu tragen, indem sie bei selten belegten Wörtern die Fundstelle angeben.

Daß die mittelniederdeutschen Verbalabstrakta für die Wortbildung unserer

³⁶ *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, begründet von A. LASCH und C. BORCHLING, herausgegeben von GERHARD CORDES. Band II, 13. Lieferung: *bēgerdinc* bis *hummelenbōnich*, bearbeitet von GERHARD CORDES, Neumünster (Wachholtz) 1960; Band III, 14. Lieferung: *shotangel* bis *slân*, bearbeitet von ANNEMARIE HÜBNER, ebd. 1961.

skandinavischen Nachbarn von Bedeutung waren, zeigt B. LOMANS hervorragende Stockholmer Dissertation über die wichtigsten altschwedischen Verbalsubstantive³⁷. Er stellt dar, wie der ursprüngliche Zustand sich durch das Zusammenspiel semantischer und morphologischer Wortbildungsprinzipien wandelt. Das im Altschwedischen zunächst vorherrschende morphologische Prinzip, nach dem schwache Verben der *ön*-Klasse Abstrakta auf *-an* < germ. **-ōni* bilden, z. B. *skipan* f. 'Anordnung' zu *skipa* 'ordnen', Verben der übrigen Klassen dagegen solche auf *(n)ing*, wurde mehr und mehr vom semantischen Prinzip durchkreuzt. Infolge der angelsächsischen und altsächsischen Mission übernahm das Altschwedische nordseegerm. Lehnwörter auf *-else*, z. B. ae. *riecels* 'Weihrauch' (wörtl. 'Räucherung') und and. *wigelse* 'Weihe'. Diese zunächst kleine Gruppe altwestgermanischer Abstrakta wurde in der religiösen altschwedischen Sprache sehr produktiv. Sogar in den entlehnten mittelniederdeutschen Abstrakta auf *-nisse* wurde dies Suffix durch *-else* ersetzt, so daß z. B. dem mnd. *vennisse* ein altschw. *fängilse* entspricht. Später wurden auch von echt schwedischen Verben solche Ableitungen gebildet. Aber schon seit der 2. Hälfte des 15. Jhs. setzten sich immer stärker Abstrakta mit dem Suffix *-(n)ing* durch, das unter dem starken Einfluß der mnd. Bildungen auf *-inge* seine alten morphologischen Schranken durchbrochen hatte und in der Neuzeit dann zum vorherrschenden und allein produktiven Ableitungssuffix geworden ist. „Die wichtigsten Faktoren, die das morphologische Muster zerstörten, waren wahrscheinlich das lückenhafte Paradigma der *an*-Abteilungen [das keine Formen für den Gen. Sing. und den Plural hatte] und der Einfluß des morphologisch nicht beschränkten mnd. Suffixes *-inge* auf das Suffix *-ning*.“

Wie stark der lexikalische Einfluß des Mittelniederdeutschen auf die nordischen Sprachen war, zeigt J. DE VRIES' sorgfältige Zusammenstellung³⁸ der etwa 480 sicheren und 125 unsicheren Wörter, die ins Altwestnordische entlehnt wurden. Überraschend groß ist indessen auch die Zahl von 65 nordischen Wörtern, die umgekehrt ins Mittelniederdeutsche übernommen wurden.

Viele niederdeutsche Lehnwörter leben nur in nordischen Mundarten. Sie bedürften dringend einer Untersuchung. Ein einzelnes behandelt H. GUSTAVSON³⁹ in einem kleinen Aufsatz über das jetzt abgestorbene gotländische *ating* 'Schmaus bei einer Gemeinschaftsarbeit, bes. Heuernte, Strohdachdecken usw.', das aus mnd. *ātinge* 'Beköstigung' entlehnt ist, wie schon der gotländische Mundartssammler SÄVE im vorigen Jahrhundert vermutete.

Schätzenswerte Beiträge zum vorpommerschen Wortschatz der Insel Rügen, die ERNST MORITZ ARNDT bei der Lektüre von Jacob Grimms Schriften notiert hatte, wurden von K. SCHULTE-KEMMINGHAUSEN⁴⁰ aus dem Grimmschen Nachlaß veröffentlicht. Wenngleich ARNDTS Etymologien meist verfehlt sind, behalten die von ihm herangezogenen Mundartwörter ihren Wert als frühe Belege für das Pommersche Platt. Für uns ist es z. B. nur noch ein Kuriosum aus der vorwissen-

³⁷ BENGT LOMAN, *Fornsvenska verbalsubstantiv på-an, -ning och -else*, Stockholm (Almqvist & Wiksell) 1961, 315 S. [= Stockholm Studies in Scandinavian Philology, New series, 4].

³⁸ JAN DE VRIES, *Altnordisches etymologisches Wörterbuch*, Leiden (Brill) 1961, Einleitung XXVIII-XXXI.

³⁹ HERBERT GUSTAVSON, *Gotl. ating — mlt. ātinge*, Folkloristica, festskrift till Dag Strömbäck, Uppsala (Almqvist & Wiksell) 1960, 344—46.

⁴⁰ KARL SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, *Kritische Beiträge E. M. Arndts zu Veröffentlichungen J. Grimms*, Bonner Geschichtsblätter 14, 1960, 97—115.

schaftlichen Epoche der Sprachforschung, wenn der 1769 in Schoritz (Rügen) geborene ARNDT zu griech. *boûs* 'Rind' bemerkt: „In meiner Heimat [ist] *Bussingen* das Schmeichelwort, womit man ein geliebtes Kind schmeichelt und streichelt, wie *Mieschen* für die Katze“, aber zugleich überliefert er uns damit eines der frühesten Zeugnisse für die bekannten mecklenburgisch-vorpommerschen Kosebildungen auf *-ing*.

Über die Pflanzennamen der Lübecker Gegend, die wir bisher nur aus der knappen Zusammenstellung in C. SCHUMANN'S *Wortschatz von Lübeck* (1907) kennen, sind wir jetzt durch eine Spezialsammlung H. TANNERTS⁴¹ gut unterrichtet. Für die Erforschung niederdeutscher, insbesondere schleswig-holsteinischer Pflanzennamen unentbehrlich ist ferner das neue dänische Pflanzennamen-Wörterbuch von J. LANGE, das mit dem Registerband nunmehr abgeschlossen vorliegt⁴².

Für die Kenntnis der wortgeographischen Struktur Niederdeutschlands bildet der von W. MITZKA begründete und jetzt von L. E. SCHMITT herausgegebene *Deutsche Wortatlas* ein unschätzbares Forschungsinstrument. Im Jahre 1960 erschien bereits der 10. Band⁴³, dessen Karten die wortgeographische Verteilung der Bezeichnungen für 'Brombeere, Erdbeere, Himbeere, Preiselbeere, Kätzchen am Haselstrauch, Maiglöckchen und Schneeglöckchen' darstellen. Bei dem Wort 'Beere' kommt die Verbreitung der westfäl. Verkleinerungsform auf *-tt-* (*Brummelte, Elberte, Himmerte*), des westmünsterl.-ndrhein. *-bes(s)e* und des alten fries. Lehnworts *-beje, -bei* (< afrz. *baie*) gut heraus. Der gesamt-nd. Sprachraum zeichnet sich ab in den Typen *Brummelbeere* und *Kroonsbeere*. Wortgeographische Verzahnungen mit benachbarten Sprachen zeigt vor allem die Karte 'Preiselbeere': in Schleswig und Mecklenburg gelten noch weithin Formen, die dem dän. Typus *tyttebær* entsprechen, im Emsland ostnl. *Kröse(lbeere)*, das sich übrigens als Restwort niederländischer Siedler auch im Gebiet des ehemaligen Cistercienserklosters Dobrilugk erhalten hat⁴⁴, Vorpommern kennt das schwed. *lingon*, Hinterpommern das kaschubische *brësñica, brësñúčka* bzw. poln. *brusznica*. Die 'Kätzchen'- und 'Maiglöckchen'-Karten sind vor allem wegen der Verbreitung der Verkleinerungsformen (*Kättkes, Lämmerken, Glöckske*) wichtig, letztere auch wegen des relikthaftern nordnd. *Lilje* (< *lilium convallium*).

Von den Arbeiten zur niederdeutschen Wortforschung wäre an erster Stelle die große Abhandlung E. ROOTHS über die germanischen Bezeichnungen des 'Eiszapfens' zu nennen⁴⁵, in deren Mittelpunkt das Niederdeutsche steht. Im Gegensatz zu den jüngeren Benennungen, die metaphorischer Art sind (*Zapfen, Kegel, Zacke* usw.), besteht die ältere Gruppe, der ROOTHS Hauptinteresse gilt, aus diminuierenden Ableitungen von einem Wort für 'Eis'. Er hält es deshalb für sehr

⁴¹ HEINRICH TANNERT, *Die volkstümlichen Pflanzennamen in der Umgebung Lübecks*, Berichte des Vereins „Natur und Heimat“ und des Naturhistorischen Museums zu Lübeck, Lübeck 1961.

⁴² JOHAN LANGE, *Ordbog over Danmarks plantenaavne*, 3 Bde., Kopenhagen (Munksgaard) 1959—61.

⁴³ WALTHER MITZKA und LUDWIG ERICH SCHMITT, *Deutscher Wortatlas*, Bd. 10, Gießen (W. Schmitz) 1960.

⁴⁴ OTTO KIESER, 'Preiselbeere' im Nordobersächsischen, *Niederdeutsches Jahrbuch* 83, 1960, 67—72.

⁴⁵ ERIK ROOTH, *Zu den Bezeichnungen für 'Eiszapfen' in den germanischen Sprachen*, Kungl. Vitterhets, Historie och Antikvitets Akademiens handlingar, filol.-filosof. serien 8, Stockholm 1961, 164 S. mit Faltkarte.

wahrscheinlich, „daß der Archetyp der germanischen Vorstellung 'Eiszapfen' somit 'Eislein' ist“. Während das Altoberdeutsche nur Ableitungen von *Eis* kennt (alemann. *isilla*, bair. *issa*), stehen das Rheinfränkische und das Niederdeutsche (ohne das Sauerländische) in altem wortgeographischen Zusammenhang mit dem Friesischen, Englischen und Nordischen. In diesem großen nördlichen Komplex gilt nämlich seit altersher eine *l*-Abteilung von germ. **jekan*-'Eis(scholle)': **jekula*-|**jekila*|**jekiljōn*. Aus der letzteren entwickelten sich althheinfränk. (Worms) *ichila* und nordwestfäl. *gikele* (um 1200), westmünsterländ. *iekele* (15. Jh.; *i = j*), während Südwestfalen seit alter Zeit den Typus *kakeli* mit dem Ripuarischen und Niederfränkischen teilt. Ein schwieriges lautgeschichtliches Problem ist die Erklärung der seit etwa 1400 im nd. Stammland statt des zu erwartenden lautgesetzlichen *jekele* begegnenden Form (*is*)*jōkele*, die *ROOTH* auf Grund umfangreicher Ermittlungen noch jetzt (weithin umgebildet zu *-hökel*, *-ökel*, *-jocken*, *-docken*, *locken* usw.) im größten Teil des nordniederdeutschen Raums mit Ausläufern ins Mindensche und Braunschweigische nachweisen konnte. Da sich das tonlange *ö* hier nicht lautgesetzlich aus *e* entwickelt haben kann, denkt *ROOTH* an Beeinflussung oder Entlehnung eines erschließbaren altfries. **jukel*, das von den nd. Küstenmundarten als *jōkel* adoptiert wäre und sich dann südwärts ins Binnenland verbreitet hätte. „In Dunkel gehüllt ist und bleibt freilich die Vorgeschichte der von mir angenommenen Anpassung des altfriesischen **jukel* an das nordsächsische Lautsystem“, räumt der kritische Verfasser ein, „Wir stehen vor einem schier unlösbaren Problem.“ Ich möchte deshalb die Frage aufwerfen, ob das nd. *jūkel*, *jōkel* nicht durch eine interne altnld. Umformung des etymologisch isolierten Wortes entstanden sein könnte. Da viele 'Eiszapfen'-Wörter zugleich 'penis' bedeuten, scheint ein obszöner volksetymologischer Anschluß an nd. *jōken* 'jucken' möglich, dessen ältere Bedeutung in nd. *jōkeln*, *juckeln* 'sich auf und nieder bewegen, wackeln', schweiz. *jucken* 'hüpfen, aufschnellen', norw. *jukka* 'springen, auf und nieder wippen wie beim Reiten, coire' erhalten ist. — *ROOTH* erörtert in dieser ungemein gründlichen und methodisch großartigen Arbeit noch zahlreiche andere Probleme der nd. Wortgeschichte, die hier nicht einmal angedeutet werden können. Schon allein wegen der Heimatbestimmung der meisten mnd. Vokabularien ist das Buch für die niederdeutsche Wortforschung unentbehrlich.

Der Erforschung niederdeutscher Tiernamen gelten zwei Arbeiten Berliner Forscher. G. ISING veröffentlichte eine gründliche und umsichtige Studie über die Tiernamen in den niederdeutschen Bibelfrühdrucken⁴⁶. An Hand der Synonymik von Vieh, Pferd, Hengst, Rind, Stier, Schwein, Eber, Ziege, Ziegenbock, Ziegenlamm, Widder sowie der Kleintiere Maulwurf, Sperling, Frosch, Eidechse, Käfer und Heuschrecke gibt er nicht nur einen sehr lehrreichen Beitrag zur historischen Wortgeographie, sondern auch zur wortgeographischen Struktur der besprochenen Drucke, insbesondere der von Quentel in Köln um 1478 gedruckten nieder-rheinischen und westniederdeutschen Bibel sowie der nd. Lübecker und Halberstädter Bibeln von 1494 bzw. 1522. Die Untersuchung ist aber zugleich ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte unseres hochsprachlichen Wortschatzes, besonders hinsichtlich des Einflusses der Lutherbibel. Denn erst vor dem Hintergrund der vorreformatorischen Übersetzungstradition „ist eine Beurteilung von Luthers Wortwahl und damit auch eine genauere Einschätzung seines Einflusses auf den sprachlichen Ausgleichsprozeß seiner Zeit möglich.“

⁴⁶ GERHARD ISING, *Zu den Tiernamen in den ältesten niederdeutschen Bibeldrucken*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 41—58.

Über die brandenburgischen Bezeichnungen des 'Pirols' handelte Frau A. BRETSCHNEIDER⁴⁷ in erschöpfender Vollständigkeit. Die lautnachahmenden und -deutenden Vogelnamen stehen durchaus im Vordergrund, und zwar bildet Süd- und Südostbrandenburg ein Vorbruchsgebiet des ostmitteldeutschen Bezeichnungstypus *Pirol(t)* (*Biereule, Bierbahn, Bierholer*), während die mittel- und nordbrandenburgischen Landschaften den Typus *Schulte von Bülow* mit andern ost- und nordniederdeutschen Mundarten teilen. Die Verfasserin vermutet, daß letztere Bezeichnung, „die anfänglich wohl einen bestimmten Dorfschulzen aus Bülow gemeint haben und daher in einem der mecklenburgischen Bülow-Orte zuerst geprägt worden sein mag“, sich von dort aus nach allen Richtungen verbreitet habe, weil die Lautmalung des Vogelrufs in ihrer Treue kaum zu übertreffen und der Schulze „eine allgemein bekannte volksnahe Persönlichkeit war.“ Durch „Austausch von *Schulte* auf feudalistischer Basis“ entstanden die Varianten *Fürst von Bülow* und *König von Bülow*, „auf volkstümlicher Basis“ dagegen *Küster Bülow, Schmidt v. B., Schuster v. B.* usw. Auch der Ortsname wurde mehrfach durch ähnlich klingende brandenburgische (*Milow, Brielow* usw.) ersetzt. Besonders eindringlich ist die klangliche und melodische Eigenart dieses Vogelrufs als Grundlage der volkstümlichen Deutungen untersucht, wobei sich übrigens sehr schön deren Abhängigkeit vom jeweiligen phonetischen System der Mundart zeigt, indem die entrundenden südbrandenburgischen Mundartssprecher darin die Vokale *i-ö* hören, die übrigen aber *ii-ō*. Denselben Stoff verarbeitete die um das Brandenburg-Berlinische Wörterbuch verdiente Verfasserin in ersten Proben künftiger Wörterbuchartikel, die trotz der Beschränkung des Materials immer noch ungewöhnlich lang und detailliert erscheinen⁴⁸.

Einen aufschlußreichen Beitrag zur alten niederdeutschen Seemannssprache verdanken wir dem Nimwegener Germanisten G. DE SMET⁴⁹. Er zeigte, wie sich in dem lateinisch-niederdeutschen Wörterbuch des Rostocker Professors N. Chytraeus (1582) die aus der hochdeutschen Vorlage übersetzten Wörter mit echt niederdeutschen Seemannsausdrücken mischen und letztere in den späteren Auflagen stark vermehrt werden. Von besonderer Bedeutung für die nd. und nl. Wortforschung aber ist seine Entdeckung, daß der berühmte südniederländische Lexikograph C. Kilian fast alle in der 3. Auflage seines *Etymologicum* (1599) als *sax(onice)* gekennzeichneten nautischen Ausdrücke aus einer der späteren Auflagen von Chytraeus Werk übernommen hat.

W. KROGMANN stellte an Hand von urkundlichen Belegen fest, daß das mnd. Wort *rim* 'Reim' im Ostfälischen auch die Sonderbedeutung 'Schauspiel' entwickelt hatte⁵⁰.

Der Geschichte des Wortes *Missingsch*, das noch mancherorts ein mit Plattdeutsch vermisches Hochdeutsch bezeichnet, gilt eine Studie H. TEUCHERTS⁵¹. Daß es

⁴⁷ ANNELIESE BRETSCHNEIDER, *Der Pirol im märkischen Volksmund. Ein Beitrag zur volkskundlichen Urschöpfung*, Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 6, Berlin (Akademie-Verlag) 1960, 363—406.

⁴⁸ ANNELIESE BRETSCHNEIDER, *Erste Probeartikel für das Brandenburg-Berlinische Wörterbuch*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 73—90.

⁴⁹ GILBERT DE SMET, *Niederdeutsche Seemannssprache im Nomenclator latino-saxonicus*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 59—65.

⁵⁰ WILLY KROGMANN, *Eine ostfälische Sonderbedeutung von mnd. rim*, Zeitschrift für Mundartforschung 27, 1961, 255—57.

⁵¹ HERMANN TEUCHERT, *Missingsch. Eine sprachliche Untersuchung*, Beiträge ... [vgl. Anm. 3], 245—61.

sich um eine witzige Umformung des Wortes *missenscb* 'meißnisch, d. h. hochdeutsch' handelt, hatte C. BORCHLING schon 1916 erkannt. TEUCHERT hat jetzt den ältesten Beleg des Wortes in einem Mecklenburgischen Hochzeitsgedicht von 1724 entdeckt, wo *Mißingsck* einfach 'hochdeutsch' bedeutet. Er macht wahrscheinlich, daß das Wort zuerst in Mecklenburg, das besonders stark dem meißnischen Kultur- und Sprachstrom ausgesetzt war, zur Bezeichnung der Mischsprache unterer Schichten, vor allem der Handwerksgehlen, geworden ist und sich von dort aus verbreitet hat.

G. DE SMET, dem wir schon mehrere Untersuchungen zum kirchlichen Wortschatz verdanken, hat 1961 eine sehr lehrreiche Abhandlung über die Geschichte der Wörter für 'auferstehen, Auferstehung' vorgelegt⁶², die auch für das Niederdeutsche wichtig ist. Er zeigt, wie die vielleicht von der gotischen Mission verbreitete gesamtgermanische Bezeichnung *a(r)risan* und das entsprechende Substantiv *urrist* im Süddeutschen unbrauchbar wurden, weil das Grundwort *risan* 'aufstehen' sich hier zu der Bedeutung 'fallen, stürzen' entwickelt hatte. An ihre Stelle trat ahd. *arstantan*, das im 9./10. Jh. im ganzen Süden der geläufige Ausdruck war. Er wurde als (*upp*)*astandan* auch in die altsächsische Kirchensprache übernommen und ergab dann die gewöhnliche mnd. Bezeichnung *upstān*. Durch entsprechende Erweiterungen mit dem Präfix *up-|ūf-* entstanden auch das zentralniederländische *opverstaen* (die westlichen, bes. flämischen Gebiete hielten das alte *verrisen* fest) und der kölnische Typus *up-, ūferstān*, der sich schließlich im Hochdeutschen als *auferstehen* durchsetzen sollte.

GABRIELE SCHIEB, die zusammen mit ihrem Lehrer TH. FRINGS an einer kritischen Ausgabe der Dichtungen Heinrichs von Veldeke arbeitet, stand vor der Aufgabe, die mannigfachen Formen, deren sich die Abschreiber von Veldekes Eneide für die Bezeichnung von 'zusammen' bedienen, richtig zu beurteilen. In einer trefflichen Untersuchung⁶³ hat sie sich und uns darüber die erwünschte Klarheit verschafft. Sie zeigt zunächst an Hand des Gotischen, daß das Germanische deutlich zwischen Richtungs- und Ruheadverb unterschied, die durch verschiedene Suffixe gekennzeichnet waren: got. *samaþ* (Richtung) gegenüber *saman* (Ruhe). Die westgermanischen Sprachen hatten die Neigung, die Richtungs- und Ruhevorstellung durch Präpositionen zu verdeutlichen. Zuerst wurde für die Bezeichnung der Richtungsvorstellung eine Fügung mit *zu* gebildet: ahd. *zisamane*, as. *tesamna*, ae. *tosomme*, im Nordseegermanischen außerdem *tegader*, engl. *together*. Damit verlor ahd. *samant*, as. *samad* (= got. *samaþ*) seine alte Richtungsfunktion, so daß es bedeutungsmäßig völlig mit dem Ruheadverb *saman* zusammenfiel und dies, von Süden nach Norden fortschreitend, zurückdrängte. So heißt es etwa bei Notker von St. Gallen ums Jahr 1000: *so sela unde lichamo zesamine choment unde sament wonent*. . . In der nächsten Entwicklungsphase wurde auch das Ruheadverb durch eine Präposition verdeutlicht, im Nordseegermanischen schon vor dem 9. Jh. durch *at*: as. *atsamna*, ae. *atsomme*, im Binnendeutschen mit dem 11. Jh. durch *in*: mitteldt. *ensamen*, oberdt. *ensamt*. Schließlich gab man die Unterscheidung von Ruhe- und Richtungsvorstellung überhaupt auf. Auch diese Entwicklung begann im Niederdeutschen und Niederländischen, wo schon seit dem Wiederbeginn der Überlieferung im 13. Jh. für beide Vorstellungen nur *te samen* bzw. *te gader* gilt,

⁶² GILBERT DE SMET, *Auferstehen und Auferstehung im Alideutschen*, Beiträge . . . [vgl. Anm. 3], 175—98.

⁶³ GABRIELE SCHIEB, *Samen, samt, ensamen, ensamt, zesamene, ein Ausschnitt aus dem Bereiche 'zusammen' und seiner Bezeichnungen*, Beiträge . . . [s. Anm. 3], 217—34.

während das einheitliche *zusammen* unserer Hochsprache sich erst viel später durchsetzte.

HANS KUHN'S Untersuchung über Bedeutungsentwicklung und Etymologie von *scharf*⁵⁴ ist für uns von besonderem Interesse, weil die uns geläufige Bedeutung im nordseegermanisch-fränkischen Bereich entstanden ist, sich von dort südwärts verbreitet und so das alte gemeingerm. *hwat-/hwass-* 'scharf', das noch in *wetzen* erhalten ist, allmählich verdrängt hat. Auf Grund der nordischen Bedeutungen erschließt er die Grundbedeutung 'schrumpfen und hart und rauh werden durch Eintrocknen' und stellt *scharf* deshalb zu *Schorf*, dän. ma. *harp* 'Hautriß' und *rümpfen*, statt wie bisher zu lett. *skarbs* 'scharf' usw. Viele andere Verknüpfungen KUHN'S gründen sich auf seine Überzeugung, daß die germanischen Sprachen in zahlreichen Formvarianten, die sich unsern Lautgesetzen nicht fügen, vorgermanische Sprachreste erhalten haben, die aus „sehr frühen und auch späteren Mundartmischungen innerhalb und an den Rändern des Indogermanischen und des entstehenden Germanischen“ hervorgegangen sind.

Unser Wort *Feld* wurde bisher meist auf idg. **pela* 'flach ausbreiten, breitklatschen' zurückgeführt. Nachdem T. JOHANNISSON⁵⁵ aber gezeigt hat, daß schwed. *urfjäll* 'privater Landbesitz außerhalb des Dorfes, in dessen Feldmark er liegt' zu idg. (*s)pbel-* 'spalten, absondern' gehört und ursprünglich 'ausgesondertes Land' bedeutete, ist es wahrscheinlich geworden, daß *Feld* den gleichen Wortstamm enthält, wie schon J. TRIER, *Lehm* (Marburg 1951), S. 24 und nach ihm J. DE VRIES, An. Wb. 137 angenommen haben. *Feld* hätte also ursprünglich 'eingezäuntes Ackerland' bedeutet.

Eine ebenso überraschende wie einleuchtende Etymologie des Zeitworts *nehmen* verdanken wir J. TRIER'S ergologischer Wortforschung⁵⁶. Er zeigt, daß lat. *nemus*, das wir herkömmlicherweise als 'Hain, Wald' zu übersetzen pflegen, ähnlich unserm *Wald* zunächst 'Einzelbusch', dann 'lichter, locker bestockter, grasreicher Busch- und Baumort' bedeutet hat. Die *nemora* spielen „als 'Hudebüsche' auf den Weiden, als Spender des Laubes“ in der alten Viehwirtschaft eine bedeutende Rolle. Zu der gleichen idg. Wurzel **nem-* gehört als „Verb der Laubgewinnung“ auch germ. *neman*.

Von den Arbeiten über romanische Lehnwörter im Germanischen berührt der sachkundige Aufsatz des Romanisten H. LÜDTKE über die verschiedenen Entlehnungen für 'Zwiebel' im Niederländischen⁵⁷ auch Niederdeutschland, insofern die östlichen Niederlande einschließlich Friesland mit der Bezeichnung *sipel* (< lat. *cēpulla*) eine wortgeographische Einheit mit dem Niederdeutschen bilden und sich dadurch scharf vom übrigen nl. Sprachgebiet abheben, wo Nachkömmlinge des dreimal entlehnten lat. *uniō* oder relikthafte *look* 'Lauch' in der Bedeutung 'Zwiebel' gelten.

Über die Entlehnung des mundartlichen frz. *mécannique* 'Wagenbremse' in die

⁵⁴ HANS KUHN, *Scharf*, Volk, Sprache, Dichtung. Festgabe für Kurt Wagner, 1960, 107—13.

⁵⁵ TURE JOHANNISSON, *Urfjäll*, Septentrionalia et orientalia. Studia Bernhardo Karlgren . . . dedicata. Stockholm 1959, S. 230—35.

⁵⁶ JOST TRIER, *Nemus*, Wirkendes Wort, Sonderheft 3 [= Festschrift Hennig Brinkmann], Düsseldorf (Schwann) 1961, 25—29.

⁵⁷ HELMUT LÜDTKE, *Zu den Bezeichnungen der 'Zwiebel' im niederländischen Sprachgebiet*, Orbis, Bulletin international de Documentation linguistique, tome 9, no. 2, Louvain (Centre international de Dialectologie générale) 1960, 398—403.

westdeutschen Mundarten handelt der Amerikaner R. K. SEYMOUR⁵⁸. Das Lehnwort reicht von der deutschen Schweiz bis nach Südwestfalen (*Hickemick*). Die Kurzform *Mick(e)* ist schwer erklärbar; SEYMOUR hält wie der Unterzeichnete (Nd. Jb. 82, 203) eine Kreuzung mit dem Erbwort *Micke* 'Gabelholz' für möglich.

Den finnischen Germanisten verdanken wir die bedeutendsten Arbeiten über den Einfluß des Französischen auf den deutschen Wortschatz. Die jüngste Veröffentlichung dieser Schule beschäftigt sich mit der euphemistischen Verwendung des Fremdwortes *Privet* im Deutschen. Nachdem ROSENQVIST (1942/43) die Entlehnung und Verbreitung des Wortes bis 1400 verfolgt hatte, untersucht P. KATARA⁵⁹ sein Weiterleben vom späten Mittelalter bis in die heutigen Mundarten. Auf Grund eines umfassenden Materials kann er zeigen, daß diese Bezeichnung der 'Toilette' mit Ausnahme der ostmitteldeutschen Mundarten über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet war und mit den Hansekaufleuten sogar nach Skandinavien gewandert ist.

Über Syntax und Stil pflegt selten gearbeitet zu werden. Für den eigentlich nd. Bereich ist im letzten Jahr, soweit ich sehe, nichts erschienen. Wohl aber hat Stil und Syntax der altfriesischen Rechtssprache eine ausgezeichnete Darstellung gefunden durch den feinsinnigen und mit starkem künstlerischen Einfühlungsvermögen begabten Schweizer Germanisten M. SZADROWSKI⁶⁰. Er zeigt mit bemerkenswerter Darstellungskunst, wie sehr die alte mündliche Rechtssprache als Zwecksprache bester Art nach Ausdruck und Eindruck strebt und gerade infolge ihrer Sachtreue und Sinnlichkeit vielfach von künstlerischer Schaulbarkeit ist. „Mit bloß logischer und abstrakter Klarheit hat lebendiges Volksrecht nichts zu tun. Wirksame Anschaulichkeit will man, stellt Hauptsachen an Hauptstellen im Satz und Satzgefüge, man wiederholt, man häuft, Unnötiges erspart man, läßt mit starken Einzelzügen den einzelnen Rechtsfall aufleben, sogar mit wörtlicher Rede, man setzt wesenhafte Attribute, nutzt bildhafte Umschreibungen, man ordnet und baut sinnfällig, stärkt und stützt durch Stab und Rhythmus, alles den Ohren und der Sache zu Dienst: der Gesetzesprecher spricht ja.“

Namenforschung

Um zu zeigen, daß die Personennamengebung in den niederdeutschen Landschaften keineswegs so gleichartig ist, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, vergleicht H. WESCHE⁶¹ die Ruf- und Familiennamen des altwestfälischen Grönegaues (Kr. Melle) mit dem ostfälischen Papenteich (Kr. Gifhorn). Es zeigt sich, daß die Rufnamen in den katholischen und lutherischen Dörfern des 16./17. Jhs. noch recht einheitlich sind; auf beiden Seiten leben die seit dem Ausgang des Mittelalters so stark vordringenden Heiligennamen fort. Die alttestamentlichen Namen spielen auch unter den lutherischen Bauern nur eine untergeordnete Rolle.

⁵⁸ RICHARD K. SEYMOUR, *Reflexes of French mécanique in German Dialects*, Language 36, 1960, 354—59.

⁵⁹ PEKKA KATARA, *Die euphemistische Verbreitung des Fremdwortes Privet im Deutschen*, Zeitschrift für Mundartforschung 28, 1961, 154—66.

⁶⁰ MANFRED SZADROWSKI, *Stil und Syntax der altfriesischen Rechtssprache*, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 81, Tübingen 1959, 131—60; 83, 1961, 80—131.

⁶¹ HEINRICH WESCHE, *Bäuerliche niederdeutsche Ruf- und Familiennamen*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 91—106.

Bei den Familiennamen dagegen beobachtet man einige interessante Unterschiede zwischen den beiden Landschaften: in dem altwestfälischen Gebiet behalten die aus Flurnamen gebildeten Familiennamen die Präpositionen *up, to, von, an, ten* lange bei, was WESCHE aus dem Wohnsitz der westfälischen Kötter außerhalb des alten Dorfes erklärt. „Die Kötter im Papenteich siedelten innerhalb des geschlossenen Dorfes, auch die sog. Brinksitzer später noch; wir haben daher hier diese Namensart kaum.“ Da aber der gleiche namengeographische Unterschied nach WESCHES Feststellung auch bei den Familiennamen mit Artikel wiederkehrt (im Grönegau z. B. *de Smet, de Rode*), wird man doch wohl andere Erklärungsmöglichkeiten erwägen müssen. Auch die Namen auf *-ing* und die später oft dafür eintretenden auf *-mann* und *-er* begegnen im westfälischen Grönegau ungleich häufiger als im ostfälischen Papenteich.

Wegen der zahlreichen niederdeutschen Ruf- und Familiennamen, die seit dem Mittelalter in den nordischen Ländern, vor allem Dänemark, Heimatrecht erwarben, ist das große Werk über die alten dänischen Personennamen auch für den niederdeutschen Namenforscher von Interesse. Der I. Teil, der die Rufnamen enthält, liegt bereits abgeschlossen vor; mit der 1961 erschienenen 20. Lieferung übersieht man auch den Schatz der altdänischen Familiennamen von A bis einschl. S⁶².

Einen Beitrag zur Etymologie des Namens *Kriembild* verdanken wir K. HEEROMA⁶³. Im Gegensatz zu den Versuchen, diese Namensform etymologisch von *Grimbild* zu trennen, plädiert HEEROMA für ihre Identität. Die lautlichen Diskrepanzen erklärt er durch Hinweise 1) auf andere Fälle des Wechsels von *ie* < germ. *ē* und germ. *i*, die sich nach VAN COETSEM, *Das System der starken Verba* (1956) beide aus germ. *ei* entwickeln konnten, 2) auf den Wechsel *kr-/gr-* in andern etymologisch identischen nl.-nd. Wortdubletten. Das Bestimmungswort der beiden Namensformen ginge somit auf germ. **grim-/*grēm-* 'Maske' zurück. Ob der gleiche Stamm auch in rhein. *Kreme* 'Mutterschwein' steckt, wie HEEROMA vermutet, bleibt allerdings recht unsicher.

Die Genealogie einiger spätmittelalterlicher Ministerialengeschlechter in Geldern (Niederlande) wird von Jkv. J. M. VAN WINTER untersucht⁶⁴. Sie zeigt, wie mit Hilfe sog. Leitnamen (das sind Rufnamen, die mit ziemlicher Regelmäßigkeit in den verschiedenen Zweigen und Generationen einer Sippe wiederkehren und daher für die betr. Familie als typisch gelten dürfen) auf Verwandtschaftsbeziehungen zwischen einzelnen Familien geschlossen werden kann. — In ähnlicher Weise geht J. P. J. GEWIN vor, der die Versippung einiger Familien des fränkischen und bayerischen Hochadels im frühen Mittelalter beleuchtet⁶⁵. Er verläßt sich dabei auf die große Genauigkeit, mit der man über Jahrhunderte hinweg bestrebt war, nur solche Rufnamen zu vergeben, die bereits von Bluts- und Anverwandten getragen wurden. Dabei konnten die Namen unverändert oder auch in Form einer Variation (Umstellung von Namensgliedern usw.) weitervererbt werden. Die „festen Regeln“

⁶² *Danmarks gamle personnavne, II. Tilnavne*, udgivet af GUNNAR KNUDSEN † MARIUS KRISTENSEN † og RIKARD HORNBY. 20. hæfte, Sp. 919—1110: *Roth-Swn*.

⁶³ K. HEEROMA, *Grimbild und Kriembild*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 17—21.

⁶⁴ J. M. VAN WINTER, *Middeleeuwse namen van Gelderse schildbortige geslachten*, Genealogie en naamgeving in de middeleeuwen [= Bijdragen en Mededelingen der Naamkundecommissie van de Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, XIX], Amsterdam 1961, 1—28.

⁶⁵ J. P. J. GEWIN, *Vaste regels bij naamgeving in de vroege middeleeuwen*, ebd. S. 29—66.

werden an den Einzelfällen demonstriert, aber nicht genau formuliert. Bei dem Versuch, verschiedene Namen voneinander abzuleiten, bleiben bisweilen elementare Regeln der germanischen Namenwissenschaft unberücksichtigt.

Auf dem Gebiete der Ortsnamenkunde ist zunächst das für die Dokumentation niederländischer und belgischer, weitgehend auch nordfranzösischer und westdeutscher Ortsnamen wichtige Ortsnamenbuch von M. GYSSELING⁶⁶ zu nennen, das die bis 1226 belegten Namen nach der alphabetischen Folge der heutigen Namensform oder bei Wüstungen der letztbezeugten Schreibung darbietet. Der Wert des Buches liegt darin, daß GYSSELING 1) alle von ihm verzeichneten Formen mit eigenen Augen gelesen hat, soweit die Urkunden noch erhalten sind, 2) genau zwischen originaler und kopialer Überlieferung unterscheidet, was für die sprachgeschichtliche Beurteilung der Formen naturgemäß von großer Wichtigkeit ist. Diese große Arbeitsleistung des flämischen Gelehrten erfüllt uns mit Bewunderung. Sein neues Ortsnamenbuch bietet uns zuverlässige Namensformen für künftige sprach- und namenkundliche Untersuchungen. GYSSELING konnte die durch das Prinzip der Autopsie bedingte riesige Arbeitsleistung nur dadurch ermöglichen, daß er die Archive des genannten Gebietes aufsuchte und sich alles einschlägige Material vorlegen ließ. Er hat beispielsweise die in Betracht kommenden Urkunden des Staatsarchivs Düsseldorf (wenngleich nicht ganz lückenlos) exzerpiert, aber natürlich nicht alle Archive besucht, in denen alte Urkunden liegen, die etwa den Namen Münster enthalten. Daraus resultiert zwangsläufig der Nachteil, daß er bei weitem nicht alle wichtigen Formen eines Ortsnamens in dem von ihm behandelten westdeutschen Raum erfassen konnte. Eine offenkundige Schwäche wird öfter bei der Identifizierung wenig bekannter Ortsnamen sichtbar. Diese schwierige Aufgabe kann naturgemäß nur von der lokalen oder landesgeschichtlichen Forschung bewältigt werden, die leider nicht systematisch berücksichtigt ist. Die zu vielen Ortsnamen in Kleindruck beigegebenen Etymologien sind stereotyp und wiederholen sich infolge der alphabetischen Anordnung der Namen oft. Zweifellos sind auch viele verfehlt; vor allem vermißt man auch hier hinreichende Kenntnis und Auseinandersetzung mit der namenkundlichen Literatur. GYSSELING sah eben seine eigentliche Aufgabe in der korrekten Darbietung der urkundlich überlieferten Namensformen, nicht etwa in der Namensdeutung. „Der bleibende Wert dieses Wörterbuchs“, schreibt er im Vorwort, „liegt wohl in der Materialsammlung. Etymologien, wie wichtig sie auch seien, stürzen leicht zusammen.“ Auch die knappe Darstellung der wichtigsten Ableitungssuffixe aus „jung-prähistorischer Zeit“, die als „Synthese“ das Namenbuch abschließt, überrascht durch die kühne Unbefangenheit, mit der er über die bisherigen Forschungsergebnisse hinweggeht. Ein Blick in eine historische Grammatik oder ein etymologisches Wörterbuch hätte ihn z. B. belehrt, daß das Suffix *-ster* in nl. engl. *spinster* 'Spinnerin' nicht mit idg. oder keltisch *-ast* (gleich dem germ. Superlativsuffix *-ist*) oder das nl. Suffix *-egge* etwa in westfläm. *dievegge* 'Diebin' nicht mit *ēja* in *Corbeia* > *Corbie*, *Alzey* usw. zusammenhängen kann; ein Blick in das keltologische Schrifttum hätte ihn wahrscheinlich auch davor bewahrt, den gallischen Stammesnamen *Atrebates* (aus **Ad-trebates* zu altbreton. *treb* 'Wohnung'), frisch-

⁶⁶ MAURITS GYSSELING, *Toponymisch woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (vóór 1226)*. Deel I: A - M; II: N - Z met indices door Dom FLORIBERTUS ROMMEL O.S.B. [= Bouwstoffen en Studïën voor de Geschiedenis en de Lexicologie van het Nederlands, VI] [Tongeren] 1960, 1407 S.

weg als Bildung mit *-aba*-Suffix zu analysieren. Mit größerer Sicherheit führt GYSSELING uns durch das schwierige Gebiet der germanisch-romanischen Ortsnamenverflechtungen beiderseits der jetzigen Sprachgrenze, deren Entstehung er nach dem Zeugnis der Ortsnamen auch an anderer Stelle⁶⁷ kurz skizziert hat.

In methodischer Hinsicht kann man den temperamentvollen und scharfsinnigen rheinischen Namenforscher H. KAUFMANN als GYSSELINGS Antipoden bezeichnen. Während es diesem vor allem darum geht, zuverlässiges Material für die frühe Sprachgeschichte des altwestfränkisch-niederländischen Raums zu gewinnen^{67a}, bemüht sich jener um die Deutung der Namen, die nach seiner Überzeugung weder dem „Nur-Germanisten“ noch dem „Nur-Historiker“, sondern nur einem „ganzheitlich“ und „gegenständlich“ denkenden Namenkundler möglich ist. Unter diesem Aspekt behandelt KAUFMANN im II. Band seiner *Grundfragen der Namenkunde*⁶⁸ solche deutschen und niederländischen Ortsnamen, bei denen das Grundwort oder der Wortausgang als entbehrlich weggelassen ist, so daß sie nur das im Genitiv stehende Bestimmungswort zeigen. Solche „elliptischen“ Ortsnamen kannte man bisher als Produkte einer bestimmten Namenmode der Ausbauzeit vor allem aus dem (ost)mitteldeutschen und bairisch-österreichischen Raum, z. B. das oberhessische *Burkhardt*s aus älterem *Burchard*esrode (1020). Diese Gruppe wird von KAUFMANN lichtvoll behandelt. Im Hauptteil seines Buches aber versucht der Verfasser nachzuweisen, daß es daneben eine bisher noch gänzlich unbekannte „älteste Schicht genetivischer Ortsnamen als typisches Erzeugnis der germanisch-romanischen Mischkultur der Merowinger- und Karolingerzeit“ gegeben habe; „in ihr hat die an altdeutsche Rufnamen angehängte lat. Genetivendung *-i* sich auch in rein germanischer Umgebung durchgesetzt. Diese dem 6.—9. Jh. angehörige älteste Schicht haben wir freigelegt“, heißt es in der Einleitung. So deutet KAUFMANN z. B. den Ortsnamen Görmar (Kr. Mühlhausen, Thür.), der 932 als *Germari* überliefert ist, als genetivischen Ortsnamen mit der latein. Genetivendung *-i* zum Personennamen *Geremar*, *Germar*. Aber der Genitiv Plural in der 973 belegten Wendung *in Germarene marcu* 'in der Mark der Einwohner von G.' läßt m. E. erkennen, daß *Germari* damals noch als Insassenname empfunden wurde, was mir nur begrifflich scheint, wenn man *Germari* als *ja*-Ableitung auffaßt, ganz entsprechend wie etwa in *Rindiana marca* 9. Jh. (Gr.-Rhüden b. Goslar) oder altenglisch *regio Eastrgena* 788 'Gebiet der Ostgau-Bewohner', worin *-gena* Gen.Plur. der altengl. Entsprechung von got. *gauja* 'Gaubewohner' ist. Bei andern von KAUFMANN angeführten Namen fragt man sich, ob ihnen überhaupt ein Rufname zugrunde liegt. Der Ortsname Themar (Kr. Hildburghausen, Thür.) heißt in der urkundlichen Überlieferung 776—96 *in Tagameri*, daneben begegnet im Codex Eberhardi (1155/62) *in Tagamares*, so daß KAUFMANN'S Deutung als ursprünglicher Rufname „dort mit der lateinischen, hier mit der germanischen Genetivendung“ zunächst einleuchtend erscheint. Liest man aber bei FÖRSTEMANN für

⁶⁷ MAURITS GYSSELING, *Sebets van het ontstaan van der Fans-Nederlandse taalgrens*, Wetenschappelijke Tijdingen 20, December 1960, Nr. 10, Sp. 433—38.

^{67a} M. GYSSELING, *Proeve van een Oudnederlandse grammatica (I)*, Studia Germanica Gandensia 3, 1961. — *Wat kenmerkt het Oudnederlands?* De Brug 5, 1961, 21—30. — *Op verkenning doorheen het Oudnederlands*, Mededelingen van de Vereniging voor Naamkunde te Leuven en de Commissie voor Naamkunde te Amsterdam 37, 1961 77—89.

⁶⁸ HENNING KAUFMANN, *Genetivische Ortsnamen* [= Grundfragen der Namenkunde, Bd. II], Tübingen (Max Niemeyer) 1961, XII und 226 S.

denselben Ort die etwa gleichzeitig überlieferte Namensform *Tagatorp*, so drängt sich m.E. die Vermutung auf, daß *Tagamari* hier kein alter Rufname ist, sondern eine Zusammensetzung mit dem Begriffswort *mari* 'Quellsumpf', wie auch bisher meist von der Forschung angenommen wurde. Gerade dies aber bestreitet KAUFMANN. Immer wieder kritisiert er H. JELLINGHAUS, der als epigonenhafter „Verschlimmbesserer“ des Förstemannschen Namenbuches bei seiner Deutung der Ortsnamen „mit seiner leidenschaftlichen Ausmerzung althochdeutscher Rufnamen zugunsten anschaulicher Gattungswörter, besonders niederdeutscher 'Urwörter'“ „nicht im Sinne des wissenschaftlichen Fortschritts gehandelt“ habe. „Als Treibholz auf modischen Zeitströmungen, ist er bedenkenlos seiner Hinnegung zu volks- und heimatkundlich auswertbaren Deutungen gefolgt, mögen diese auch noch so gewagt, ja unmöglich sein.“ Diese Kritik ist sicher nicht ganz unberechtigt; der Leser des KAUFMANNschen Buches wird sich aber oftmals fragen, ob das Pendel nun nicht ebenso weit nach der entgegengesetzten Seite ausschlägt, wenn Ortsnamen wie Peine, Rheine, Rehnen, Lerche, Wichmond, Egmond, Enger und selbst der Inselname Walcheren auf germanische Rufnamen mit der lateinischen Genitivendung *-i* zurückgeführt werden. Diesen Ortsnamentypus findet er von der niederländischen Küste bis zur Elbe-Saale, südwärts von Trier über das Maingebiet bis zum Vogtland. „Die so benannten Siedlungen waren keine volksmäßigen Gründungen, sondern grundherrliche Anlagen, aus der Zeit der Frankenkolonisation.“ „Der genannte Umstand erklärt uns auch den planmäßigen Ersatz der german. Genetiv-Endung durch die latein. Gen.-Endung *-i* in den genetivischen Ortsnamen der fränkischen Zeit.“ „Der Gedanke, daß die wissenschaftliche Kritik mich nötigen wird, einige Pflöcke zurückzustecken, schreckt mich nicht,“ schreibt der kühne Forscher; „man muß sein Ziel überschreiten, um es zu erreichen.“ Von besonderem Interesse für die niederdeutsche Namenkunde ist das Kapitel über „altddeutsche Rufnamen im Genetiv Singular als Gaunamen“, in dem KAUFMANN u. a. das Bestimmungswort des Landschaftsraumes *Dithmarschen* (um 840 in *Thiatar(g)abo*) m. E. mit Recht als Personennamen deutet. Wenn er aber auch die Gaunamen *Wigmodi* (Elbmündung), *Sturmi* (Aller-Weser-Gebiet) und *Dragini* (Dreingau im Münsterland) als Rufnamen mit der latein. Genitivendung *-i* deutet, so dürfte wohl das Ziel überschritten sein. Mit umso größerem Vergnügen liest man die durch methodische Exaktheit bestechende Interpretation der alten Namensformen der Stadt Münster: von einem erschlossenen **Mimingun* über *Mimingevorda* und *Mimigernaford* zu *Mimigardeford*. Das letzte Kapitel „Zum Einfluß oberdeutscher Kanzleien auf die Lautgestalt mitteldeutscher und niederdeutscher Ortsnamen“ zeigt mehrfach, daß der Verfasser der eigentlichen Sprachgeschichte ferner steht. Sonst hätte er gewiß nicht HEINZERLINGS Erklärung des Anlauts von *Plittersbagen*, Kr. Siegen, aus älterem *Blittersbain* als Folge des Zusammenfalls von *pl-* und *bl-* deswegen verworfen, weil der Ortsname mundartlich noch mit *bl-* ausgesprochen werde. Und bei genauerer Kenntnis des Mittelniederdeutschen hätte er sich wohl gehütet, bei der Erklärung des Namens *Harzburg* angesichts der schon aus dem 11. Jh. überlieferten Form *Hartensburg* mit großer Sicherheit zu behaupten „*Hartensburg* bedeutet 'Hirschburg' und nichts anderes“; denn die angenommene Lautentwicklung *Hertesburg* > *Hartensburg*, die während des Spätmittelalters im Nordniederdeutschen und Ostfälischen erfolgte, ist im 11. Jh. im eigentlichen Sinne des Wortes „unerhört“. Aber es wäre unbillig, bei der Erwähnung solcher Versehen nicht zugleich zu betonen, daß der Verfasser dank seines reichen Stoffes und seines gesunden methodischen Prinzips der „Verbindung von sorgfältiger Einzeluntersuchung mit großräumiger

Betrachtungsweise“ gerade für viele westfälische Ortsnamen zu gesicherten Ergebnissen gekommen ist, obwohl seine Hauptthese mich nicht überzeugt hat.

Über den fränkischen Einfluß auf die Gaunamen handelt P. VON POLENZ in einem interessanten Aufsatz⁶⁹, der sich zunächst auf Ostfranken bezieht, aber zugleich das ganze frühmittelalterliche Deutschland im Blick behält. Er erkennt in den ostfränkischen Landschafts- und Bezirksnamen eine dreifache Schichtung: vorfränkische, merowingisch-fränkische und karolingisch-fränkische Namen. Zur ersten gehören außer den Landschaftsnamen auf *-feld*, die nur in einem ostfränkisch-thüringisch-süd-niedersächsischen Raum und in den Alpenländern, nicht dagegen in altfränkischen Gebieten vorkommen, Namen, deren Bestimmungswort ein sog. „qualitatives Benennungsmotiv“ enthält, nämlich *Tullifeld*, *Graffeld* und *Wingarteiba* (deren Etymologie jedoch unsicher ist; zum letzteren vgl. Kaufmann a. a. O. 139), und der ursprünglich eine Personengruppe bezeichnende Gebietsname *Waldsazum* eigentlich 'zu den Waldbewohnern'. Der Verfasser legt Gewicht auf die erstmals von ihm beachtete „Unterscheidung zwischen *in-pago*-Namen, die primär Personengruppen, und solchen, die primär Räume bezeichnen... Es ist der Unterschied zwischen der stark personellen (bzw. dynamischen) Staatsauffassung wanderzeitlicher Germanengruppen und der römisch beeinflussten räumlichen (bzw. statischen) Staatsauffassung der Franken.“ Die merowingischen Franken sollen nach v. POLENZ den Namentypus Flußname + **gawja* 'Gau' nicht nur nach Ostfranken, sondern auch ins südliche Alemannien gebracht haben, obwohl „dieser Namentyp in Westfranken durchaus nicht in dieser Weise vorhanden ist.“ Als die Franken ihre Herrschaft nach Süden und Osten ausbreiteten, haben sie „in dieser frühen Periode keine eigenen Namentypen der Raumbenennung mitgebracht.“ „Den sicher nur in Einzelfällen vorfränkischen Namentyp Flußname + **gawja* hat nun die merowingische Expansionspolitik und Verwaltungsorganisation aufgegriffen und zur offiziellen 'Namenmode' werden lassen, und zwar so durchgreifend, daß fast überall, wo sich fränkische Königsleute im Rhein-Neckar-Main-Gebiet niederließen, die neuen politischen und wirtschaftlichen Zentren Namen dieses Typs erhielten.“ „Die ältesten der aus Flußnamen gebildeten **gawja*-Namen Rhein- und Ostfrankens waren vielleicht noch Landschaftsnamen... Die Franken aber haben aus den meisten von ihnen Bezirksnamen gemacht...“ Dieser Typus der Bezirksnamen wurde nach v. POLENZ in (spät)karolingischer Zeit durch die dritte Schicht: Siedlungsname + **gawja* abgelöst. Im Bereich der alten Römerstädte ist dieser Typus zweifellos alt, wie das vom Ende des 4. Jhs. überlieferte *Brisigavi* 'Leute aus dem Breisgau, dem Umland von Brisiacum' beweist. Der Verfasser nimmt aber an, „daß viele dieser Namen ursprünglich Landschaftsnamen gewesen sind. Die meist zerstörten und von den Germanen anfangs gemiedenen Römerstädte waren in der Landnahmezeit in erster Linie auffallende Landschaftsmerkmale, nach denen man die in Besitz genommenen Gebiete benennen konnte. Zu Bezirksnamen wurden diese Namen erst durch jüngere politische Entwicklung.“ Die vom karolingischen Staat aufgelöste Bezirksbenennung nach Orten habe sich dann gerade im südlichen Altsachsen (*Hedergo*, *Lidbekega*, *Gandeshemigavi* usw.) am stärksten durchgesetzt und sei „mindestens namentypologisch“ Vorläufer der erst seit dem 12. Jh. bezugten Gogerichtsbezirke gewesen. Diese Hypothese der Namen auf *-gau* steht und fällt mit der Etymologie dieses Wortes aus **ga-awja* 'Umgebung eines Gewässers'.

⁶⁹ PETER VON POLENZ, *Vorfränkische und fränkische Namensschichten in der Landschafts- und Bezirksbenennung Ostfrankens*, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 20 [= Festschrift E. Schwarz], Kallmünz-Opf. (Lassleben) 1960, 157—74.

E. SCHWARZ, der die deutsche und westslavische Sprachgeschichte mit gleicher Sicherheit beherrscht, gibt eine klare und lehrreiche Darstellung der ältesten deutsch-slavischen Beziehungen auf Grund der Orts- und Flurnamen in der Kontaktzone beider Völker⁷⁰. Er zeigt, daß die Verhältnisse in Norddeutschland ganz anders lagen als in Mittel- und Süddeutschland. Sachsen und Slaven standen einander zumindest seit dem Ende des 8. Jhs. feindlich gegenüber, so daß eine verhältnismäßig scharfe Siedlungs- und Ortsnamengrenze in Holstein entstand, die sich recht genau mit dem 819 erwähnten Limes Saxonicus deckt. Viel freundlicher muß das Verhältnis von Deutschen und Slaven im mitteldeutsch-oberdeutschen Bereich von Thüringen über das Obermaingebiet bis Niederösterreich gewesen sein, wo die „Reichswenden“ am Landesausbau beteiligt wurden. „Sie roden früher die Wälder als in den slavischen Stammesbereichen weiter ostwärts, wo noch genug kulturfähiges Land ohne schwere Rodungsarbeit zur Verfügung stand. Was sich im deutsch-wendischen Zusammenleben im Raume Thüringen-Niederösterreich abspielt, ist keine Ostkolonisation, sondern Landesausbau im eigenen Land, an dem beide Völker teilnehmen.“ Aus diesem Unterschied erklärt sich das Fehlen norddeutscher Ortsnamen auf *-winden*, die Niederlassungen von Wenden in deutscher Umgebung bezeichnen, während solche mit dem Zusatz *Windisch-*, die „in der Hauptsache ein Ergebnis deutscher neben älterer wendischer Siedlung“ sind, bekanntlich auch im nordostdeutschen Kolonisationsgebiet vorkommen. Für das historische Verständnis unserer Ortsnamen auf *-ingen* ist SCHWARZENS Feststellung wichtig, daß für das altdeutsche Sprachempfinden bairisches *-ingen* dem slavischen besitzanzeigenden Suffix gleichgestellt wurde, so daß es in Mischnamen dafür eingesetzt werden konnte. Die Darstellung zeigt sehr eindrucksvoll, welche wichtigen Ergebnisse durch eine methodisch gesicherte Ortsnamenforschung, die vor allem den Lautersatz bei der Übernahme fremdsprachiger Namen berücksichtigt, zu erzielen sind.

W. LAUR, der über die nordfriesischen Ortsnamen als Zeugnisse der Siedlungsgeschichte handelt⁷¹, macht wahrscheinlich, daß die Namen auf *-beim* bzw. *-um* von den einwandernden Friesen aus ihren Heimatgebieten an der südlichen Nordseeküste mitgebracht worden sind.

H. RAMMS stammeskundliche Betrachtung der ostfriesischen Ortsnamen⁷² führt im wesentlichen nur zu einer Scheidung von Altnamen (*-ingi, -hēm, -um, -warden*) und Ausbaunamen (*-busen*). „Allein der Typ *-hēm* hebt sich gegen die sächsische Nachbarschaft ab.“

Ein genaueres Verständnis des Orts- und Flurnamentyps *Ostenfeld* verdanken wir einem wichtigen Aufsatz HANS KUHN⁷³, in dem er die Geschichte der Rich-

⁷⁰ ERNST SCHWARZ, *Deutsch-slavische Namensbeziehungen von der Ostsee bis zur Adria*, Studia Onomastica Monacensia, Bd. II: VI. Internationaler Kongreß für Namenforschung, München ... 1958, Kongreßberichte Bd. 1, München (Beck) 1960, 29—56.

⁷¹ WOLFGANG LAUR, *Das Siedlungsgebiet der Nordfriesen in seiner geschichtlichen Entwicklung im Spiegel der Ortsnamen*, Philologia Frisica anno 1959, Groningen (Wolters) 1960, 43—47.

⁷² H. RAMM, *Ostfriesische Ortsnamen — stammeskundlich betrachtet*, Philologia Frisica [s. die vorige Anm.] 48—53.

⁷³ HANS KUHN, *Ostenfeld und Westensee*, Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Bd. 85/86, Neumünster (Wachholtz) 1961, 285—94.

tungsadverbien im Nordseegermanischen darlegt. Aus dem altsächsischen Typus *bi theru burg utan* wurde über *bi utan theru burg* schließlich *büten der burg* 'außerhalb der Burg'. Da nun bei den Adverbien vielfach Formen mit und ohne *bi-*, *b-* nebeneinander standen, wurden auch die aus den Adverbien entstandenen Präpositionen ohne diese Vorsilbe gebraucht, so z. B. noch in der holsteinischen Wendung *medden dat rechte Knee* 'unterhalb des rechten Knies'. Die gleiche Entwicklung durchliefen die Adverbien der vier Himmelsrichtungen: statt *bi-nordan* usf. konnte man auch einfach *nordan*, *norden* usf. sagen. Der in Schleswig-Holstein noch heute mögliche Typus *oosten dat Huus* 'östlich vom Hause' ist früher im Westgermanischen viel weiter verbreitet gewesen. Die in der Freckenhorster Heberolle des 12. Jhs. überlieferten Ortsnamen *Aston-* und *Westonuelda* erklärt KUHN einleuchtend als Bezeichnungen der „Lage der Ortschaft zu einer der großen Eschfluren, die zu den alten Siedlungskernen gehören und deren Besitzer oder Nutzer oft an verschiedenen Seiten saßen. *Ostenfeld* ist dann eine solche Siedlung an der Ostseite des Esches, und die Namen sind Zeugen einer sehr alten Wirtschafts- und Siedlungsform.“ Ähnlich dürften die beiden drentischen Gerichtssprengel *Noordenveld* und *Zuidenveld*, der dortigen Bedeutung des Wortes *veld* entsprechend, von einer Ödlandfläche geschieden worden sein.

Über die Verkümmernng des altniederdeutschen Suffixes *-ing* und *-inge* in niedersächsischen Orts-, Personen- und Flurnamen vor allem aus den Regierungsbezirken Hildesheim, Hannover und Lüneburg handelt H. WESCHE⁷⁴. Aus dem reichen Material geht hervor, daß die Schwächung *-ing* > *-ig* früher, als bisher angenommen wurde, nämlich schon im 11. Jh. einsetzte, aber erst im 13. Jh. ihren Höhepunkt erreichte. Im Spätmittelalter wurde *-ing(e)* zu *-eng*, *-in*, *-en*, *-ig* und *-ie* geschwächt. WESCHE glaubt aus seinen Belegen schließen zu können, daß der Lautwandel bei Orts- und Personennamen „von *-ingen* über *-ig* zu *-i* ging. Die Flurnamen hingegen zeigen meistens einen andern Weg: *-ing* > *i* > *-ig*.“ Das in dieser Formulierung unwahrscheinliche Ergebnis dürfte sich indes bei einer genaueren Untersuchung, die vor allem die Typen *-ing* m. und *-inge* f. scheiden und die Hiatementwicklung und Apokope von *-ie* (d. i. *-ije*) > *-ig* beachten müßte, wohl als Trugbild erweisen.

Der Gebrauch des Artikels vor deutschen Siedlungsnamen ist in unserer Berichtszeit 1960/61 von zwei Forschern untersucht worden. K. BISCHOFF⁷⁵ hat zahlreiche Beispiele aus der mittelalterlichen deutschen Überlieferung und den Mundarten zusammengestellt. Daraus ergibt sich, daß die den Flurnamen noch nahestehenden Bezeichnungen von Einzelhöfen, kleineren Weilern, Burgen, ferner die aus Flußnamen gebildeten Siedlungsbezeichnungen und viele Siedlungsnamen slavischen Ursprungs mit dem Artikel gebraucht werden, während die älteren typischen Ortsnamen auf *-heim*, *-hausen*, *-hofen* usw. ihn nicht kennen. Daneben scheinen aber auch namengeographische Faktoren eine Rolle zu spielen. Jedenfalls sieht es nach den bisherigen Belegen so aus, als ob „der Artikelgebrauch bei Ortsnamen im deutschen Osten heute viel stärker ist als im alten Stammland.“

Die erstgenannte Beobachtung stimmt zu den altenglischen Verhältnissen (E. EKWALL, *Dict. of Engl. Place-Names*, 1960, XX) und deckt sich mit dem Hauptergebnis der Untersuchung des Leipziger Namenkundlers H. NAUMANN über den

⁷⁴ HEINRICH WESCHE, *Das Suffix -ing(en) in niedersächsischen Orts- und Flurnamen*, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 20, 1960, 257—81.

⁷⁵ KARL BISCHOFF, *Der Artikel vor deutschen Siedlungsnamen*, Volk, Sprache, Dichtung, Festgabe für Kurt Wagner, Gießen (Schmitz) 1960, 235—46.

Artikelgebrauch vor nordwest-sächsischen Ortsnamen⁷⁶. Er stellt fest, daß „Simplizia deutscher und slavischer Herkunft bevorzugt mit dem Artikel bzw. mit präpositionalen Fügungen verwendet werden.“ „Der weitaus größte Teil dieser Namen steht in der unmittelbaren Nähe der Flurnamen oder gehört zu den Naturnamen. Eine kleinere Gruppe — vorwiegend Oberschichtnamen — hat Appellativa neben sich.“

An namenkundlichen Untersuchungen zu einzelnen Orten wären zunächst die weit ausgreifenden und höchst anregenden Studien des bekannten Wiener Nordisten O. HÖFLER über die Entstehung der Sage von Siegfrieds Sieg aus der Geschichte des Arminius⁷⁷ zu nennen, in denen er ausführlich die Lokalisierung der *Gnitabeide* (aisl. *Gnitabeidr*) erörtert, wo nach einer Notiz im Itinerar des isländischen Abtes Nikulas (um 1150) „Sigurd den Fafner schlug.“ Er kommt zu dem Ergebnis, daß dieser Name aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Ort *Knetterbeide*, wenige Kilometer südlich von Salzuflen, identisch ist. In einem großen Exkurs über „Knetterheide und die Varusschlacht“ legt HÖFLER dar, daß das frühere Sumpfbereich im Werretal bei Schötmar und Knetterheide, wo schon der Kriegshistoriker H. DELBRÜCK die Varusschlacht lokalisiert hat, auch nach den neuesten Erkenntnissen der Sagenforschung und der Namenforschung wahrscheinlich der Schauplatz dieses weltgeschichtlichen Ereignisses gewesen ist.

Die Siegfriedgestalt wird von der nordischen Überlieferung im *Húnaland* lokalisiert, womit nach O. HÖFLERS einleuchtenden Darlegungen nur Westfalen gemeint sein kann. Dessen Hauptstadt aber ist nach der Thidreksaga *Susat*, d. i. Soest. Die Etymologie dieses Ortsnamens erörtert der verstorbene Altmeister niederdeutscher Mundart- und Wortforschung F. HOLTHAUSEN in einer posthum erschienenen Notiz⁷⁸.

Über die Entstehung und Bedeutung des Namens *Nutzhorn*, das zunächst ein Gut in der Nähe von Delmenhorst, dann auch ein von dort stammendes Geschlecht bezeichnete, handelt G. NUTZHORN⁷⁹. Er macht wahrscheinlich, daß dieser Name, der 1344 *Utzehorn* lautete, von niederländischen Siedlern des 12. Jhs. aus dem heutigen holländischen Dorf *Oudshoorn* bei Alphen aan Rijn mitgebracht worden ist. Einige Unsicherheitsfaktoren bleiben trotz aller Bemühungen bestehen.

Eine neue Erklärung des von Historikern viel erörterten holsteinischen Orts-

⁷⁶ HORST NAUMANN, *Der Gebrauch des Artikels im Ortsnamenschatz Nordwestsachsens und angrenzender Gebiete*, Leipziger namenkundliche Beiträge, S. 51—74 [= Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, Band 106, Heft 5], Berlin (Akademie-Verlag) 1961. Der Band enthält außerdem noch folgende Beiträge: R. FISCHER, *Burgennamen Deutschlands: Die drei Gleichen*; E. EICHLER, *Probleme der Analyse slawischer Ortsnamen in Deutschland*; H. WALTHER, *Bergbaumnamen im sächsischen Erzgebirge*; *Bibliographie der Leipziger namenkundlichen Arbeitsgruppe*, 2. Folge (1959—1960).

⁷⁷ OTTO HÖFLER, *Siegfried, Arminius und die Symbolik. Mit einem historischen Anhang über die Varusschlacht*. Heidelberg (Winter) 1961, 190 S.

⁷⁸ FERDINAND HOLTHAUSEN, *Der Name Soest*, Soester Zeitschrift 73, 1960, 5.

⁷⁹ GUSTAV NUTZHORN, *Die Entstehung und Bedeutung des Namens Nutzhorn*, Oldenburgische Familienkunde, hrsgg. von dem Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde... von RICHARD TANTZEN, Jg. 3, Heft 1/2, Oldenburg 1961, 1—9.

namen *Latendorf* verdanken wir H. H. HENNINGS⁸⁰. Die bisherige Deutung als 'Dorf der Laten oder Unfreien' erschien von jeher auffällig, weil dieser Stand nur im südböhmischen Sachsenlande, nicht aber in Holstein nachweisbar ist. HENNINGS weist auf die in benachbarten Gemarkungen bezeugten Flurnamen *Latenrode* und *Latjen Horn Wiese*, die zweifellos das von MENSING gebuchte *Laat* (Plural *Laten*) 'Ableger, Schößling' enthalten, und identifiziert damit das Bestimmungswort in *Latendorf*, das zwar erst 1508 belegt ist, aber als Geschlechtsname schon früher vorkommt. Das auch südlich der Elbe (Kück 2, 63) begegnende *Late* muß eine Nebenform zu nd. *Latt(e)* und nl. *loot*, fries. *leat*, nd. *Lode* (mit tonlangem o) 'Jahrestrieb, Schößling' sein.

Da uns ein großer Teil unserer alten Ortsnamen immer noch undurchsichtig ist, wird jeder Namenkundler aufmerksam die Ergebnisse der blühenden englischen und nordischen Namenforschung verfolgen, die oftmals auch auf die kontinentalen Bildungen neues Licht werfen. Von den neuen Arbeiten zur englischen Ortsnamenkunde interessiert uns vor allem MARGARET GELLINGS sorgfältige topographische Untersuchung über das Ortsnamenelement *hamm*⁸¹, das ja auch in zahlreichen nd. Namen, sowohl als Simplex *Hamm*, als auch in zusammengesetzten Ortsnamen, wie *Hamburg*, *Nordenhamm* (nach KUHN 'nördlich des Hamm'), vorkommt. Die Verfasserin kommt zu dem einleuchtenden Ergebnis, daß das auf den sächsisch-jütischen Siedlungsraum Englands beschränkte Ortsnamenelement *hamm* zunächst 'Land in einer Flußbiegung' bedeutet hat, sekundär dann 'Vorgebirge, Landzunge (promontory)', 'Flußwiese', 'trockener Boden im Sumpf', und wahrscheinlich 'umgrenztes Stück Weide oder Acker im Waldgebiet'. Die Verfasserin vermutet gewiß mit Recht, daß dies Wort mit ac. *hamm* 'Kniekehle, Hinterschinkel' etymologisch identisch ist.

Zu den interessanten nordischen Untersuchungen der letzten beiden Jahre gehört L. HELLBERGS Abhandlung über Pluralische Form in der älteren nordischen Ortsnamengebung⁸². Er weist nach, daß es im ganzen Norden ältere pluralische Siedlungsnamen gegeben hat, die einen besonderen Namenstypus darstellen, der dadurch gekennzeichnet ist, daß 1. diese Namen wie feminine *ō-* oder *i-*Stämme flektieren, selbst wenn die darin enthaltenen Grundwörter männlichen oder neutralen Geschlechts sind und andern Deklinationsklassen angehören, 2. die Pluralform nicht als die der Grundwörter aufgefaßt werden kann. So flektiert z. B. der nordische Ortsname *Berga*, altschwed. *Bergbar* wie ein femin. *ō-*Stamm, obwohl das Begriffswort *berg* im Nordischen ein neutraler *a-*Stamm ist. Das feminine Geschlecht spricht gegen die bisherige Auffassung, daß die pluralischen Siedlungsnamen in größerem Umfange alte Insassennamen darstellen. Da andererseits ältere nordische Flurnamen wegen der ständigen Vermehrung der Felder vielfach pluralische Form und infolge einer psychologischen Assoziation an den Begriff der bebauten Erde auch feminines Geschlecht, also dieselben Kennzeichen wie die pluralischen Siedlungsnamen gehabt haben, folgert HELLBERG daraus, daß letztere aus Flurnamen hervorgegangen seien.

⁸⁰ HANS HARALD HENNINGS, *Zum Orts- und Geschlechtsnamen Latendorf*, Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte 85/86, 1961, 275—84.

⁸¹ MARGARET GELLING, *The Element hamm in English Place-Names*, *Namn och Bygd*, tidskrift för nordisk ortnamnsforskning 48, Uppsala 1960, 140—62.

⁸² LARS HELLBERG, *Plural form i äldre nordiskt ortnamnskick. Mit deutscher Zusammenfassung: Pluralische Form in älteren nordischen Ortsnamen*, Uppsala (Lundequist) 1960, 192 S. [= Uppsala universitets årsskrift 1960:1].

Von neuen Arbeiten zur Flurnamenforschung sei zuerst der schöne Aufsatz des Schweizer S. SONDEREGGER⁸³ über das Alter der Flurnamen und die germanische Überlieferung genannt, der auf jeder Seite von ungewöhnlicher Belesenheit im gesamten germanischen Bereich zeugt und uns lehrt, „daß grundsätzlich mit der Möglichkeit eines sehr hohen Alters einzelner Flurnamenschichten gerechnet werden kann. Flurnamen können so alt sein wie Siedlungsnamen.“ SONDEREGGER weist darauf hin, daß selbst in den germanischen Runeninschriften schon einzelne Flurnamenbelege zu finden sind. Besonders reich ist die altenglische Überlieferung, aber auch aus althochdeutschem Bereich (Urkundenbücher von St. Gallen, Fulda usw.) sind uns viele Namen überliefert; „es wäre eine lohnende Aufgabe und für die Flurnamenforschung äußerst aufschlußreich, wenn ein Ahd. Flurnamenbuch geschaffen werden könnte.“ SONDEREGGERS Aufsatz ist auch wegen seiner reichhaltigen Bibliographie für die historische Flurnamenforschung unentbehrlich.

H. DITTMAYER untersuchte die trotz vielfacher Erörterung immer noch ungeklärte Wortgeschichte von *Esch* und *Driesch*⁸⁴. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die beiden auf *-sch* ausgehenden Fachausdrücke der alten Landwirtschaft nicht nur wortbildungsmäßig, sondern auch hinsichtlich ihrer Bedeutung von vornherein zusammengehörten, insofern nämlich in der Zeit der Feld-Gras-Wirtschaft, als jene Bezeichnungen entstanden, *Esch* 'nutzendes Land', *Driesch* 'ruhendes Land' bezeichnet habe. DITTMAYER begründet diese Hypothese mit der Etymologie der beiden Wörter: *Esch* = got. *atisk* gehöre zum selben Stamm **at-*, der auch in nd. *eten*, hd. *essen* vorliege und bedeute also zunächst „was zur Atzung, zum Unterhalt dienlich ist“, während er *Driesch* mit H. SPERBER und (vermutungsweise) J. DE VRIES aus einer Urform **preutisk* ableitet, die zu dem idg. Wortstamm *treud-* gehöre, der in an. *þrjóta* 'aufhören, mangeln' schwed. *trött* 'müde', nd. *verdräten*, hd. *verdrießen* vorliegt. *Driesch* wäre demnach „ein Acker, der ausgewonnen, erschöpft, mehrere Jahre liegen bleiben muß.“ Diese Etymologie ist bedeutungsmäßig und lautlich einwandfrei, sofern die Vorstellung des 'Erschöpfen' wirklich primär ist und man es für wahrscheinlich hält, daß neben der *-isk*-Abteilung **preutisk-*, die in aisl. *þrjózkr* 'widerspenstig', norw. *trjosk* 'ungezogener Kerl' vorliegt, ein altes germ. Wurzeladjektiv **preutisk-* bestanden hat, das dann nd. *Dräsch*, md. nl. *Driesch*, nordholländ. *dresch*, obdt. *Drüsch* und das altdän. Adj. *tryske* 'ruhend (vom Boden)' ergeben hätte. — Von besonderem bedeutungs- und siedlungsgeschichtlichem Interesse sind die von DITTMAYER aufgespurten rheinischen Zeugnisse für das Wort *Esch* um Bonn und Euskirchen, vereinzelt auch an der Ahr und bei Aachen. Das Wort hat sich hier lautgesetzlich zu *Essisch*, *Essig* entwickelt und bedeutet ähnlich wie ae. *edisc* 'Wiesenland, Anger, Weide', ja sogar 'Dorfplatz'. Wenn man diesen Befund von der Geschichte der nordwestfälischen *Esch*-Siedlung her betrachtet, wie MÜLLER-WILLE sie rekonstruiert hat (Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 8, 1944, 9 ff.), könnte man im rheinischen *Essisch* die äußerste Schrumpfform des alten *Esches* sehen, der hier — ähnlich wie in Flandern der *Driesch* — sogar zum 'begrasteten Dorfanger' geworden ist. Jedenfalls beweisen DITTMAYERS Funde m. E., daß auch das Rheinland ehemals *Esche* gekannt hat.

⁸³ STEFAN SONDEREGGER, *Das Alter der Flurnamen und die germanische Überlieferung*, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 20, 1960, 181—201.

⁸⁴ HEINRICH DITTMAYER, *Esch und Driesch. Ein Beitrag zur agrargeschichtlichen Wortkunde*, Aus Geschichte und Landeskunde. Forschungen und Darstellungen, Franz Steinbach zum 65. Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Schülern. Bonn (Röhrscheid) 1960, S. 704—26.

Die Bewahrung dieser landwirtschaftlichen Siedlungs- und Betriebsform in Nordwestfalen beruht auf dem auch sonst wohlbekannten kulturmorphologischen Reliktcharakter dieser Landschaft.

Eine Zusammenstellung alter Flurnamen im riesigen Gotteskoog, Kreis Süd-Tondern (Schleswig), veröffentlichte J. R. VOLQUARDSSEN⁸⁵. Häufig vorkommende Grundwörter sind *Ham(m)* „beschlossene Fenne“, d. h. 'durch breite Gräben eingefriedigtes Landstück', *Fenne*, *Hallig*, *Hörn*, *Schlick*, *Tuff* und *Warf*.

H. EWE, der 1959 seine Greifswalder Doktorarbeit über „Die Flurnamen von Rügen und ihre geographische Bedeutung für die Insel“ abschließen konnte, veröffentlichte einen Aufsatz über neuzeitliche rügische Flurnamen⁸⁶, die den Einfluß des Schulunterrichts spiegeln (*Amerika*, *Sibirien*, *Babylon* usw.), der romantischen Begeisterung für die deutsche Vorzeit entspringen (*Hertthaburg*, *-see*, *-buche*), von den Badegästen geprägt worden sind (z. B. *Piratenschlucht*, *Störbecker-Höhle*, *Sankt-Rochus-Damm*) oder an Ereignisse aus den Befreiungskriegen 1806—13 erinnern.

Einen schönen Beitrag zur Geschichte des auch im Niederdeutschen weit verbreiteten Flurnamens *Lebde*, der 'unangebautes Land' bezeichnet, verdanken wir W. FLEISCHER. In seiner durch Gründlichkeit und besonnenes Urteil ausgezeichneten Leipziger Dissertation über die Orts- und Flurnamen des Dresdner Raums⁸⁷ zeigt er u. a., wie sich dort das slavische Lehnwort *Lade*, das zunächst 'das nicht unter den Pflug genommene Land' bezeichnete, durch das gegen Ende des 16. Jhs. aus NW vordringende *Lebde* verdrängt wird und letzteres schließlich auch das von Süden ausstrahlende Flurnamenwort *Leite* 'Berghang' aufsaugt, „soweit es sein Bedeutungsfeld schneidet“.

H. NAUMANN'S Aufsatz über Flurnamenprobleme in Nordwestsachsen⁸⁸ ist fürs Niederdeutsche von Interesse, weil er eine Reihe niederdeutscher, niederländischer oder nordwest-mitteldeutscher Wörter ans Licht bringt, z. B. *Biese*, *Else*, *Fuß|Faß* 'Fuchs', *Wessel* 'Wechsel', *Kabel* 'Los', die im appellativischen Wortschatz schon längst durch südliche Synonyme oder Formen überschichtet worden sind. „Zusammenfassend können wir also einen stark niederdeutsch-niederländisch beeinflussten Raum im Norden und Nordwesten unseres Gebietes nachweisen, dem sich vor allem im Osten, in der ehemaligen Landschaft Ostchutici, ein mit starken niederdeutschen, eventuell auch nordthüringischen Elementen durchsetzter Raum anschließt.“

Eine überzeugende Deutung des englisch-flämisch-westfälischen Flurnamens *Wormstall* verdanken wir dem schwedischen Forscher R. FORSBERG⁸⁹. Das in England vom 10.—19. Jh. gut bezeugte Wort bezeichnet eine 'schattige Stelle, wo das Weidevieh an heißen Sommertagen vor den Bremsen Schutz findet.' Zunächst benutzte man dazu eine Gruppe schattenspendender Bäume, später vielfach ein

⁸⁵ J. R. VOLQUARDSSEN, *Die Flurnamen der früheren herrschaftlichen Ländereien im Gotteskoog*, Die Heimat 68, Neumünster (Wachholtz) 1961, 161—65.

⁸⁶ HERBERT EWE, *Zu Flurnamenbildungen auf Rügen seit der Romantik*, Worte und Werte, Bruno Markwardt zum 60. Geburtstag, Berlin (de Gruyter) 1961, 92—98.

⁸⁷ WOLFGANG FLEISCHER, *Namen und Mundart im Raum von Dresden I*, Berlin (Akademie-Verlag) 1961, 387 S. und 12 Karten [= Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte, Nr. 11].

⁸⁸ HORST NAUMANN, *Zu einigen Problemen der Flurnamenforschung in Nordwestsachsen*, Beiträge zur Namenforschung 12, Heidelberg (Winter) 1961, 113—51.

⁸⁹ RUNE FORSBERG, *English wormstall*, Namn och Bygd 48, 1960, 120—39.

künstliches Schutzdach. Der nordseegermanische *wormstall* entspricht also dem binnendeutschen *brämstall*, der den oberdeutschen Mundarten in derselben Bedeutung noch heute vertraut ist. Unter *worm* sind hier also (wie z. B. in mhd. *binenwurm* 'Biene') fliegende Insekten zu verstehen, und *stall* hat die alte Bedeutung 'Lagerplatz des Viehs', die heute noch in schottischen Mundarten erhalten ist.

Für die Erforschung der Flurnamen ist naturgemäß auch die Geschichte der Flurformen von großer Bedeutung. Deshalb sollte eine neue Hypothese zur Erklärung der Gemengelage, die wir GERTRUD SCHRÖDER-LEMBKE verdanken, nicht übersehen werden⁹⁰, obwohl sie sicher nicht das letzte Wort sein wird. Anknüpfend an die Arbeiten von Frau A. KRENZLIN (z. B. *Blockflur, Langstreifenflur und Gewinnflur als Funktion agrarischer Nutzungssysteme in Deutschland*, Berichte zur deutschen Landeskunde 20, 1959), in denen aus theoretischen Erwägungen gefolgert wird, daß die erste Vorform der Gewinnflur nicht die Eschflur mit Langstreifen, sondern die eingehetzte Blockflur gewesen sei, interpretiert Frau SCHRÖDER-LEMBKE die in karolingischen Quellen genannten *culturae* großer Grundherren eben als solche durch Wallhecken und Gräben einzäunten Ackergewanne von beträchtlicher Größe (bis 50 ha und mehr). „Es scheint, daß zur Karolingerzeit die Mehrzahl der Domänen eine... gewannegebundene Dreifelderwirtschaft getrieben hat.“ Von Zelgen kann man eigentlich nicht sprechen, „denn das Ackerland liegt ja offenbar in drei geschlossenen Blöcken“. Die Langstreifenflur sei dadurch entstanden, daß die Hintersassen nordfranzösischer Domänen „bestimmte Ackerstreifen zu pflügen, zu bestellen und abzuernten“ hatten. „Bei Aufgabe des Eigenbetriebes fallen die für den Grundherrn bebauten Ackerstreifen, *rigae*, jeweils im Winterfeld, im Sommerfeld und in der Brache, an die Dienstbauern gegen eine Pacht oder in Teilbau. Es entsteht Gemengelage“ und damit der Flurzwang.

Den gegenwärtigen Stand der Diskussion über die Geschichte der deutschen Landgemeinde übersieht man gut in einem Vortrag des Münchner Historikers K. BOSL⁹¹. Nach seiner Hypothese wäre die Centene, d. h. „die Gemeinde der fränkischen Königsfreien, Ansatzpunkt und Vorbild späterer Gemeindebildung besonders in den Gebieten genuin fränkischer Königsherrschaft, also an Maas, Mosel, Rhein und Main“ gewesen. Dorf, Nachbarschaft, Bauerschaft sind nur Vorformen der Landgemeinde. Mit F. STEINBACH⁹² sieht er im Gericht ein Hauptelement der Gemeinde. Die Landgemeinden sind „meist Glieder der größeren Landgerichte; sie sind auch Träger einer eigenen beschränkten Gerichtsbarkeit“. Ihr Hauptzweck war der Friedenschutz.

Münster

WILLIAM FOERSTE

⁹⁰ GERTRUD SCHRÖDER-LEMBKE, *Zur Flurform der Karolingerzeit*, Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 9, 1961, 143—52.

⁹¹ KARL BOSL, *Eine Geschichte der deutschen Landgemeinde*, ebd. S. 129—42.

⁹² FRANZ STEINBACH, *Die Entstehung der Landgemeinde nach rheinischen Quellen*, Köln (Westdeutscher Verlag) 1960.